HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

8308 I
13

Erinnerungen an
Gottfried Keller

K297
Yf

Erinnerungen
an
Gottfried Keller
von
Adolf Frey.

Dritte, erweiterte Auflage.

H. Haessel, Verlag in Leipzig 1919

168777
7/10/2

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Vorwort zur dritten Auflage.

Diese bald nach Gottfried Kellers Tod niedergeschriebenen Erinnerungen wurden Ende 1891 in der „Deutschen Rundschau" gedruckt. In Buchform erschienen sie das Jahr darauf, eine zweite Auflage 1893, und zwar, was ich ausdrücklich bemerke, einige Monate vor Bächtolds Werk über den Dichter. Jetzt berichtige ich in der dritten Auflage mit seiner Hilfe eine Angabe. Sonst nahm ich Umgang davon, die seit 1893 über Keller ans Licht getretene Literatur zu benutzen, um sein Bild, wie ich es vor dreißig Jahren gezeichnet, nicht zu verwischen oder zu verändern.

Das beigegebene und im Text erwähnte Bild wurde nach einer Photographie von R. Ganz in Zürich angefertigt.

Erinnerungen

I.

Den 22. Juni 1876 feierten die Schweizer zu Murten am See gleichen Namens den glorreichen Sieg ihrer Ahnen, die vier Jahrhunderte vorher an diesem Tage Karl den Kühnen von Burgund aufs Haupt schlugen. Eingedenk dieser folgenschweren Entscheidung, die den Eidgenossen die Unabhängigkeit erhielt und das damals verlotterte Deutsche Reich vor unabsehbarem Schaden behütete, erschloß der Nachfahr die alten Rüsthäuser, holte Waffen, Harnische, erbeutete Banner und Geschütze hervor, entwarf, ratschlagte, zeichnete und führte eifrig Schere und Hammer, so daß auf den angesagten Tag ein großer Zug, bestehend aus den Kontingenten der schweizerischen Kantone und Städte, im Kriegsgewand der vergangenen Zeitläufte zu Murten sich einfand.

Frühzeitig auf dem Schauplatz der Begebenheiten angelangt, tat ich mich behaglich bei den einzelnen herumstehenden und heranrückenden

Abteilungen um, bald bei den blau-weißen Zürchern, bald bei den schwarz-gelb gehosten Urnern, bald bei dem Hauptharst der schwarz-rot bewamsten Berner mit ihren langen Spießen und kurzen Degen; ich besah auch das heute noch florierende Wirtshaus, wo die Mannschaft von Thun nach gewonnener Schlacht dem Weine so unbändig zugesprochen hatte, daß sie sich außerstande sah, die Zeche zu begleichen.

Aber zwischen den wehenden Fahnen und den gleißenden Harnischen hegte ich die stete Hoffnung und den Wunsch, der dem jungen Studenten über allen Festglanz ging, endlich einmal Gottfried Keller von Angesicht zu erblicken. Er hatte sich, wie ich erfuhr, als Abgeordneter der Zürcher Regierung zu der Feier eingefunden. Nachdem sich der Zug endlich in Bewegung gesetzt, hielt ich mich standhaft auf der Lauer, und wie es hieß: „Jetzt kommen die Abgeordneten!" stellte ich mich nach Kräften auf die Zehen und spähte über die Schultern der vor mir Stehenden. Allein ich bekam nichts zu sehen: denn der Staatsschreiber von Zürich war eines Hauptes kleiner als alles übrige Volk.

Ehe ein Jahr verging, stand ich doch am Ziel. Der Dichter hatte sich über meine poetischen Erst-

linge freundlich geäußert, und so beschloß ich, nachdem ich die Universität Zürich bezogen, ihn heimzusuchen, und an einem schimmernden Frühlingstag, der einen kristallhellen Himmel über den See und die blühenden Bäume spannte, setzte ich mein Vorhaben ins Werk. Auf dem „Bürgli", wo Keller damals hauste, klingelte ich nicht ohne fühlbares Bangen, dessen ich mich heute noch gar wohl entsinne; denn ich war sattsam bedeutet worden, daß seine Stunden nicht immer gleich freundliche waren und Sonnenschein und Gewölk bei ihm unweit voneinander wohne.

Von der Schwester eingelassen und kurzerhand angemeldet mit dem durch irgendeine Tür hineingesandten Ruf: „Gottfried, es will ein Herr zu dir!" betrat ich den kleinen Flur, als auch schon schlurfende Schrittchen erschallten und eine kleine, ziemlich dicke Gestalt erschien, in einen grauen, bis auf den Boden reichenden, merklich verschossenen Schlafrock gehüllt. „Was wünschen Sie?" fragte er barsch und machte dazu ein paar Augen, als ob er mich unverweilt wieder vor die Tür stellen wollte. Ich nannte meinen Namen, und das drohende Gesicht hellte sich auf. Er führte mich in sein

Zimmer, wo alles drüber und drunter ſtand, weil, was ich erſt jetzt erfuhr, eben der Umzug in das oberſte Stockwerk vor ſich ging. Als ich mich ſogleich entfernen wollte, gab er es nicht zu, ſondern forderte mich zum Sitzen auf, da die Werkleute die nötigen Anweiſungen bereits empfangen und wir ſomit hinreichend Zeit hätten, ein wenig zu plaudern. Er erkundigte ſich freundlich nach meinen Studien und Plänen und lud mich zur Wiederholung des Beſuches ein, ſo daß ich fröhlich von dannen ging.

Als ich nach Verlauf weniger Wochen wieder bei ihm vorſprach, ſaß er behaglich an ſeinem Schreibtiſch, eine anſehnliche Rauchwolke um und über ſich. Nach Gruß und Handſchlag bot er Zigarren an, was er niemals unterließ, und begann ein Geſpräch in Gang zu ſetzen. Während der Pauſen, die in ſeiner Unterhaltung nicht ſelten einzutreten pflegten, ſah ich mich zuweilen an den Wänden des hellen und geräumigen Zimmers um, von der Neugier geplagt, was für Bilder der Mann täglich vor Augen haben möchte, der ſelber Maler geweſen war. Da hingen unter anderem einige große Photographien nach den Raffaelſchen Tapeten, ferner zwei Ölſkizzen, Andenken eines verſtorbenen,

dem Dichter befreundet gewesenen Landschafters, und eine hübsche Radierung von Neureuther, den Festzug der Münchener Künstler darstellend, den Keller im „Grünen Heinrich" beschrieb. Längere Zeit paradierte über dem Schreibtisch auch eine Rembrandtsche Radierung, die letzte Ölung der Maria, gerade nichts sehr Schönes, aber „flott wegradiert und unzweifelhaft echt," wie Keller sagte. Wohl einen reicheren und mannigfaltigeren Genuß als diese Bilder bot seinen Blicken die herrliche Rundsicht auf Stadt, See, Gebirg und Glanz des Firnschnees, wie er denn oft einen Feldstecher zur Hand nahm, um sich irgendeines der leuchtenden Farbenspiele näher zu besehen, die in besonderer Fülle und Schönheit an den Gestaden und über den Fluten des Zürcher Sees den Beschauer anmuten und locken.

Nun fand ich auch Anlaß und Muße, das Äußere des Dichters zu betrachten. Eine sehr hohe Stirn schwang sich mit einer Linie von vollendeter Schönheit unter die schlichten, schwarzen Haare hinauf, die oben links und rechts ziemlich weit zurückwichen und in der Mitte einen Büschel vorschoben. Die Schläfen waren gewölbt, die Brauen fein und dünn, die

Augenhöhle von einer seltenen Ausdehnung. Die gegen den äußeren Augenwinkel beträchtlich nach abwärts gezogenen unteren Lider, die gebogene, etwas starke Nase und die ziemlich ausgeprägte Falte um Nase und Lippen verliehen dem Antlitz etwas Entschiedenes und Ernstes, während der hübsche Mund ihm einen freundlichen Zug gab. Die schön geschnittenen roten Lippen, soweit sie der Schnurrbart nicht verdeckte, sahen gleichsam wie zum Kuß gespitzt aus, wie es, der Mode ihrer Zeit folgend, deutsche Maler im sechzehnten Jahrhundert darzustellen liebten. Der dichte, ziemlich kurz gehaltene Vollbart begann um das sechzigste Lebensjahr des Dichters zu ergrauen, die schwarzen Haupthaare blieben bis gegen sein Ende ziemlich ungebleicht, so daß sich die helle Haut der Stirn und des übrigen Gesichtes lebhaft davon abhob. Ganz weiß waren die vollen und mit Grübchen ausgestatteten Hände, wahrhaftige schöne Frauenpatschhände, ins Männliche umstilisiert.

Nach dem Zeugnis Gleichaltriger war Kellers Erscheinung, ehe seine Leiblichkeit der Fülle anheimfiel, eine sehr anziehende. „Ich habe mich", scherzte er einmal, „immer über die Bauchle

(Dickbäuche) lustig gemacht; aber, bei Gott, so gegen das vierzigste Jahr kam es auch an mich." Seine Beleibtheit war keine übermäßige, aber sie fiel ihm wegen seiner kleinen Statur beschwerlich: denn er maß vom Scheitel bis zur Sohle nicht über 1,40 Meter. Sie wurde vielleicht geradezu verhängnisvoll für ihn, weil sie ihn während der drei letzten Jahrzehnte beinahe von jeder körperlichen Bewegung abhielt und darum wohl nicht jenes Ziel des Lebens erreichen ließ, das seine von Haus aus kräftige Konstitution in Aussicht zu stellen schien. Diese Schwerfälligkeit fand noch Förderung durch eine gewisse Schwäche der kurzen Beine, die, offenbar angeboren, den Siebenundzwanzigjährigen, der damals noch schlank und mager war, einen Marsch von wenigen Stunden, den er als Freischärler unternahm, zu vollenden verhinderte, so daß er sich auf einem Wagen weiter bringen lassen mußte.

Wenn nur die Auffassung und der Pinsel eines Vandyk dem geistvollen Kavalierskopf Conrad Ferdinand Meyers gerecht zu werden vermöchte, so wünschte ich, ein Künstler von der Art eines Hals oder Rembrandt hätte Keller gemalt, wie denn auch einer, der ihn zu schildern unter-

nimmt, meines Erachtens ein gewisses niederländerndes Verfahren nicht entbehren und selbst dem Anekdotischen nicht aus dem Wege gehen darf, sofern er auf eine deutliche und zugleich gerechte Vorstellung von der Persönlichkeit des Dichters abzielt. Wie in seinen Werken nämlich, so zeichnete er sich auch als Mensch durch eine reiche Eigenheit aus, die selbst da, wo sie für den ersten Blick des Fernerstehenden einen wunderlichen Anstrich gewinnen konnte, doch auf die Ganzheit und Geschlossenheit einer ursprünglichen und ungewöhnlichen Natur zurückleitete.

Unter den Bildnissen ist das von der Hand Karl Stauffers vorzüglich, und seine Radierung verdient schon deswegen hervorgehoben zu werden, weil sie allein, meines Wissens wenigstens, eine Ganzfigur bietet, deren großer Treue man wohl etwas mehr Pietät beigesellt wünschen möchte. Die schöne, feingefühlte Zeichnung Böcklins in Kellers gesammelten Werken, sowie das Bildnis auf seiner herrlichen Medaille drücken das Verträumte in Kellers Gesicht sehr gut aus, während sie vielleicht in etwas die strenge Ähnlichkeit und einen Zug der Entschiedenheit vermissen lassen, der dem Dichter

bis in die schweren Tage des Siechtums eigen war. Hingegen ist Böcklins unvollendete „Ölskizze" im Zürcher Kunsthaus völlig verfehlt.

Auf allen Photographien aus den letzten Jahren und in noch höherem Grade auf ihren Reproduktionen tritt der Zug der Müdigkeit allzu stark hervor. Im allgemeinen hat wohl die Photographie den Dichter nicht sehr glücklich getroffen; ich nehme eine sehr schöne in Visitenkartenformat aus, die kurz vor 1870 aufgenommen sein mag und ihn fast ganz im Profil zeigt*).

*) Sie ist, vergrößert, diesem Buche beigegeben.

II.

Wenn ich mich in stillen Augenblicken jetzt nach dem Entschwundenen zurückwende, so mischt sich mit dem Gefühl des Schmerzes dasjenige tiefer und unauslöschlicher Dankbarkeit für die reiche Förderung, die ich von ihm empfing und die ich wohl zur heutigen Stunde noch nicht in ihrem ganzen segensreichen Umfang zu ermessen imstande bin. Denn wer vermöchte zu sagen, wie eindringend und nachhaltig die Eindrücke des Verkehrs mit einem großen Dichter wirken, der zugleich ein bedeutender und ganzer Mann war und zu dessen Füßen man sich mit der hingebenden Verehrung der bildsamen Jugend setzt?

Es liegt auf der Hand, daß unsere Gespräche sich vorwiegend um Kunst und Literatur drehten. Er entzog sich der Erörterung solcher Gegenstände nicht, sobald er Verständnis oder doch aufrichtiges Interesse voraussetzte. Freilich neigte

er auf diesem Gebiete meistens sehr zur Kürze und war ausführlichen kritischen und ästhetischen Untersuchungen und Auseinandersetzungen gründlich abhold; er konnte für seine Person und Sachen alles nicht leiden, was nach Fachgelehrsamkeit und schulmäßiger Weisheit aussah, und ging den Schlagwörtern, wie Pessimismus, Romantik usw. geflissentlich aus dem Wege. Um die Erkenntnis der Kunst und ihrer Technik auf das ernstlichste und unermüdlichste bemüht, musterte er zwar Ästhetiken und dergleichen mit Aufmerksamkeit, aber er verlor dabei nie aus den Augen, daß im Grunde nur der Kunstrichter etwas taugt, der im einzelnen Falle und namentlich gegenüber einer neuen Schöpfung weiß, worauf es ankommt und was schön und poetisch ist; und in dem herrlichen Glückwunsch zu Fr. Th. Vischers achtzigstem Geburtstage unterdrückte er die Andeutung nicht, er habe sich mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut, die der Freund über das Gebälk des Systems gehängt, als an dem ästhetischen Gebäude selbst. Er bezog völlig auf die literarische Kritik, was er einmal von der über bildende Kunst äußerte: „Alle Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker regen weder an noch ist

etwas von ihnen zu lernen"*). Im „Grünen Heinrich" äußert er sich noch einläßlicher: „Die Literaten seien wohl nützlich für das Logische und Chronologische, das Graphische und Biographische, für das Eintragen des Festgesetzten; vor dem Gegenwärtigen, sofern es als neu oder überraschend erscheine, ständen sie in der Regel unproduktiv und ratlos, und die ersten Stichworte müßten immer von den Künstlerkreisen ausgehen und seien daher meistens parteiisch, welche Parteilichkeit von den Literaten, nachdem die erste Kopflosigkeit überwunden, weiter ausgesponnen werde, bis der Gegenstand der Vergangenheit angehöre und einer verständigen Registrierung fähig geworden sei." Im Sinne solcher Ansichten schlug er Wert und Wirkung selbst guter kritischer Besprechungen gering an und bemerkte mir einmal: „Im Grunde ist es doch eine trübselige Sache, den Leuten zu sagen, was gut ist, wenn sie es nicht selbst einsehen."

Die Hoffnung eines hervorragenden Literarhistorikers, auf entstehende Dichterwerke Einfluß gewinnen zu können, belächelte er gehörig; er hielt durchschnittlich auf Gelehrte dieses Faches

*) Ein bescheidenes Kunstreischen. „Neue Zürcher Zeitung" vom 22. und 23. März 1882.

nur mäßige Dinge, weil sie, nach der Überzeugung seines innersten Herzens, der Poesie — glimpflich gesagt — durchaus keinen Nutzen brächten. „Es geht nichts über einen Schulmeister, wenn er in seinem Safte steht!“ grollte er einmal.*) Vor allen war ihm Gervinus unangenehm, wogegen er Hettner, der ihm während der Lehrjahre förderlich an die Hand gegangen, ein warmes Andenken bewahrte.

An literarhistorischen Arbeiten schätzte und suchte er das Substantielle, die Biographie, die eventuellen Äußerungen des Schaffenden über das Wesen und Werden der Arbeit, die Quellen und ihr Verhältnis zu dem geschöpften und ausgestalteten Stoff usw. Aber das alles liebte er kurz und sachlich und womöglich ohne die zudringlichen Meinungsäußerungen der Gelehrten, von denen er in erster Linie Bescheidenheit forderte. Namentlich haßte er die Sucht, Lagen und Taten dichterlicher Helden auf persönliche Erlebnisse der Autoren zurückzuführen und zu diesem Zwecke an der abgelegensten Kleinigkeit einen Anhalt finden zu wollen. „Was ist das für ein Unsinn!“ schalt er; „auf dem Wege von

*) Mitgeteilt von M. v. Stern im „Literarischen Bulletin“, Nr. 9.

der Haustüre bis zu meinem Schreibpult kann sich eine poetische Konzeption in ihr Gegenteil verwandeln; und da soll es einer persönlichen Geschichte, die sich vielleicht vor dreißig Jahren abspann, anders ergehen!"

Ausgrabungen von Entwürfen, poetischen Jugendsünden und Altersschwachheiten und von nebensächlichen Produkten, die Ruhm und Bedeutung eines Dichters zum mindesten nicht mehrten, waren ihm ein Greuel. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er einst eine mit Lesartenverzeichnis und dergleichen versehene Ausgabe eines modernen Lyrikers von sich stieß und kräftige helvetische Scheltworte nicht sparte.

Alles, was er von seinen Sachen nicht gedruckt wissen wollte, gedachte er dem Papierkorb und Ofenfeuer zu überliefern und malte sich die Verblüffung der Leichenmarder — so nannte er eine gewisse Sorte von Literarhistorikern — mit grimmigem Behagen aus, wenn er sich vorstellte, wie sie nichts als geräumte Schubladen finden würden.

Indessen ließ er Ärger und Verdruß über solches und ähnliches vor der Öffentlichkeit nicht verlauten, und nur eine Strophe, die er dem schon 1846 veröffentlichten Gedichte „Poeten-

tod" in der Ausgabe seiner gesammelten Gedichte beifügte, enthüllt seine Ansicht:

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Allerdings fand sich sein Nachlaß aufs sorgfältigste geordnet.

An Keller bewahrheitete sich die alte, selten unstichhaltige Erfahrung, daß nur die Inhaber eines schöpferischen Vermögens die richtigen Verweser einer sicheren und fruchtbaren Kritik sind. Der im Leben von Zuneigung und Widerwillen so stark bewegte Mann zeigte gegen alle Verschiedenheiten der Zeit, des Stils und der Kunstübung eine merkwürdige Ruhe und Gerechtigkeit des Urteils. Er neigte überhaupt zur Anerkennung, und es widerfuhr ihm leichter, daß ihm etwas Neues oder noch Unbekanntes einen zu günstigen Eindruck erweckte, als daß er seine Tugenden übersah, während sich über Pfuscher und Nichtskönner sein erbarmungsloser Zorn entlud.

Gegen lebende und tote Dichter, deren fördernden Einfluß er je empfunden, beseelte ihn eine unwandelbare Dankbarkeit. Der Kenner

seiner Werke erinnert sich z. B. der schönen Worte über Goethe und Schiller im „Grünen Heinrich" und vergegenwärtigt sich, was er im „Sinngedicht" über Lessing äußert. Neben diesen Zeugnissen wird vielleicht die Stelle über Shakespeare in „Pankraz dem Schmoller" nicht hoch genug angeschlagen, wiewohl sie die wichtigste und aufschlußreichste ist. Sie bedeutet nicht nur eine Dankerstattung, sie beurkundet auch, daß ihm bei dem großen Briten der Unterschied zwischen Kunst und Wirklichkeit klar wurde, daß er hier erst in ganzem Umfange die von ihm später mit ebenbürtiger Meisterschaft geübte Handhabung des Kontrastes und der Parallelfiguren begriff. Das sagt er freilich nicht so handwerksmäßig, sondern mit jener frischen Bildlichkeit, die ihm allezeit ungesucht und auf den ersten Wurf zu Gebote stand, er mochte reden, worüber er wollte:

„Er (Shakespeare) schildert nämlich die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr, wie sie ist, aber nur wie sie es in den ganzen Menschen ist, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daseins und ihrer Neigungen vollständig und charakteristisch betreiben, und dabei durchsichtig wie Kristall, jeder vom reinsten

Wasser in seiner Art, so daß, wenn schlechte Skribenten die Welt der Mittelmäßigkeit und farblosen Halbheit beherrschen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tausend unbedeutenden Täuschungen anfüllen, dieser hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungenen seiner Art, d. h. wie es sein soll, beherrscht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wieder zu finden glauben ... Doch eigentlich sind, wie gesagt, alle solche Leute wohl in der Welt, aber nicht so hübsch beisammen, wie in jenen Gedichten; nie trifft ein ganzer Schurke auf einen ganzen wehrbaren Mann, nie ein vollständiger Narr auf einen unbedingt klugen, fröhlichen, so daß es zu keinem rechten Trauerspiel und zu keiner guten Komödie kommen kann."

Einzelne Werke seines geistesverwandten Landsmannes und Zeitgenossen Jeremias Gotthelf, auf dessen Wege und Gaben er manchen bewundernden Blick warf, begrüßte Keller mit kleineren Rezensionen, zum Teil polemisch-politischer Natur, um dann nach dem Tode des bernerischen Landpfarrers in einer Charakte-

ristik*), die das Haupt und die Krone seiner übrigens wenig zahlreichen Besprechungen bildet, ihn als ein großes episches Genie zu bezeichnen, „dessen tiefe und großartige Einfachheit, welche in neuester Gegenwart wahr und zugleich so ursprünglich ist, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, Keiner erreicht". Dieses gewaltige Lob spendete der gereifte Künstler, der zwei Bände Gedichte und, was hier schwerer in die Wage fällt, den „Grünen Heinrich" geschaffen und wohl schon den größeren Teil der „Leute von Seldwyla" im Pulte liegen hatte; der Meister, der hier den Maßstab vorzeigt, womit er andere maß und sich selber messen wollte. Er hielt auch in späteren Jahren unverbrüchlich an seiner Hochschätzung Gotthelfs fest und erklärte mir, zu allem und jedem zu stehen, was er dem Schatten des Pfarrers von Lützelflüh rühmend nachgerufen, geringfügige Kleinigkeiten ausgenommen. Nur lag es ihm nicht recht — „ich hab' es eben damals nicht besser verstanden", sagte er — dem politischen Widerpart so leidenschaftlich in die

*) Jetzt in „G. Kellers nachgelassenen Schriften und Dichtungen", herausgegeben von Bächtold.

Haare gefahren zu sein. Er beschäftigte sich übrigens in den fünfziger Jahren nicht bloß kritisch mit seinem Vorgänger, wofür ich aus seinem eigenen Munde ein unbestreitbares Argument erhielt: während seines Berliner Aufenthaltes sehr stark mit dramatischen Plänen sich tragend, ging er längere Zeit mit dem Gedanken um, einige kleinere humoristische Erzählungen Gotthelfs, namentlich „Michels Brautschau", „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Wie Christen eine Frau gewinnt", zu dramatisieren, bis diese Entwürfe dann durch Stoffe eigener Erfindung und Gestaltung verdrängt wurden.

An Gotthelf vorab lernte Keller den Wert genauester und peinlichster Studien und die Vorteile eines charakteristischen und bis in den hintersten Winkel ureigenen poetischen Jagdgrundes kennen: in der Tat ließ sich kaum eine Gegend auftreiben, deren Volk, Sitten und Einrichtungen sich so kräftig und originell erhalten hatten, wie diejenigen des Emmentals vor fünfzig Jahren. Hier konnte nun Keller freilich nicht Schritt halten, denn das Schicksal setzte ihn zwar in eine an historischen und sozialen Besonderheiten reiche, aber durchaus

weniger geſchloſſene Landſchaft: da behalf er ſich mit der Schöpfung einer in der engeren Heimat nirgend und doch überall gelegenen Kleinſtadt. Wenn er vielleicht ohne Gotthelfs Vorgang keine Dorfnovelle verfaßt hätte, ſo darf man zugleich nicht überſehen, daß der Landpfarrer mehr als einmal die Städtchen des Kantons Bern als eine Art verkommenes Seldwyla behandelt und ihre Inſaſſen als abgewirtſchaftete Geſellen und Hungerſchlucker und daß er ſeine Bauern über die Städter insgemein ſo reden läßt, wie die Väter Salis und Brenelis in der herrlichen Eingangsſzene zu „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ſich über die Lumpenhunde von Seldwyla ergehen. Er verfügt gleich Keller über einen ſchöpferiſchen goldenen Humor, der wie bei dieſem auf dem Grunde einer tiefſittlichen Weltanſchauung erwuchs. Die ſtetig treibende Ethik prägt beiden einen ſehr merkbaren erzieheriſchen und lehrhaften Zug auf, Gotthelf weit mehr, als ſeinen Werken zuträglich iſt. Sie ſuchen allenthalben das Echte und Tüchtige, ja mit ſchweizeriſcher Nüchternheit zuweilen ſogar das Hausbackene und Derbe. Mit unaustilglichem Haß gegen Schein, Hohlheit und Dünkel rücken ſie dem Ungeſunden und

Schwächlichen in Staat und Leben tapfer auf den Leib und werfen mitunter grelle Streiflichter auf die Schäden ihrer Zeitgenossen und Landsleute. Dies entsproß jedoch ihrer warmen Vaterlandsliebe: Keller sang den Schweizern die schönsten Festlieder, Gotthelf schrieb anläßlich des eidgenössischen Schützenfestes in Chur eine Rede an den schweizerischen Schützenverein. Beide griffen auch nach Stoffen aus der ruhmvollen Vergangenheit ihrer Heimat. Beide verklärten mit Vorliebe enge Verhältnisse und kleine Leute der Gegenwart, und mit dieser Neigung zum Kleinen und Beschränkten hängt wohl auch ihre Liebe zu Kinderszenen zusammen. Man rühmt Keller als den Meister derselben; aber Gotthelf ist darin kaum ein Geringerer, wie er schon in seinem ersten erzählenden Werke, im „Bauernspiegel", bewies. Etwas Ergreifenderes von Kinderart und Kinderlos als der Schluß des „Geldstags" hat auch Keller nie geschrieben.

Aus wie gleichem Kernholz die beiden Dichter geschnitzt waren, erkennt man fast am ehesten an der Zeichnung ihrer Männer und Frauen. Der größere Teil ihres Herzens hängt an den Frauen, ihnen legen sie meistens alles Tiefe

und Hohe, alles Starke und Zarte bei; ihnen geben sie oft genug die hervorragendere Tüchtigkeit, zuweilen, namentlich in Liebeshändeln, die Initiative; ihre Erfindung zielt wesentlich nach der Schaffung liebwerter Frauengestalten und ihrer Schicksale. Ihre Lieblingshelden dagegen sind, bei aller Innerlichkeit, durchschnittlich von ziemlich gewöhnlicher Art, etwas ungelenk und schwerfällig: sie kommen, ihrer Tüchtigkeit zum Trotz, leicht zu spät und werden oftmals erst durch die Frauen auf den rechten Weg gebracht. Beide Dichter fügen den Männern ihres Herzens die Lose gleich: sie müssen hart durch, sie werden geläutert, sie müssen innerlich etwas werden und sein, sie sollen entsagen lernen und sich bescheiden; ihr Wert und ihre Zufriedenheit liegt in dem, wozu sie sich innerlich emporarbeiten. Beide verstehen sich auch, sobald ihr Mann einmal innern Halt errungen hat, nicht leicht zu einem tragischen Ausgang, wie nahe liegend und fast geboten er scheinen möchte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der größere der beiden, der mit anscheinend so elementarer und ursprünglicher Kraft aus dem Schoße seines Volkes heraufstieg, einen so be-

deutenden Vorgänger in seinem um zwanzig Jahre älteren Zeitgenossen besaß, wie ihn wenige hervorragende Dichter in solcher Nähe und so sehr verwandten Geblütes vor sich hergehen sahen.

Auch den Zeitgenossen Mörike stellte Keller hoch. „Er ist doch ein famoser Poet," sagte er einst, „von einer unvergleichlichen Feinheit und Anmut; es ist gerade, wie wenn er der Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin wäre." Übrigens gewann er von ihm zweifelsohne eine deutliche Wegleitung für den „Grünen Heinrich", hinter dessen Prachtgestalten deutlich die zarteren, aber darum nicht minder bestimmenden Linien des „Maler Nolten" schimmern. Hier wie dort eine Künstlergeschichte, ein junger Maler, der durch widrige Fügung des Schicksals und unzureichendes Talent untergeht, mit der Gabe phantastischer Gestaltung und starker Empfindung ausgestattet, aber außerstande, das Technische der Kunst sich hinlänglich anzueignen. Nolten schwankt zwischen der blonden Agnes und der dunklen Else, Heinrich zwischen der blonden Anna und der schwarzhaarigen Judith; hier steht die Gräfin Konstanze, dort das Grafenkind Dorothea. Die wichtigste und durchschla-

gendste Ähnlichkeit will ich nur andeuten, nämlich die geradezu erstaunliche Übereinstimmung zwischen den Parallelfiguren Larkens und Lyß, und übergehe eine Reihe sehr verwandter Züge, weil sie direkte Abspiegelung einzelner Ereignisse aus Kellers Leben sein können und daher nicht beweiskräftig sind, wiewohl ich nicht außer acht setze, daß ein Erlebtes oft erst darum Gegenstand dichterischer Bearbeitung wird, weil ein anderer vorher ein gleiches oder verwandtes Motiv verwertete.

Zufällig geriet unsere Unterhaltung nie auf Cervantes, den er verehrte und durch dessen „Don Quixote" er in jungen Jahren eine fühlbare Weisung erhielt; seine novellistische Kunst spürt man wohl im „Sinngedicht" noch deutlich genug. Jean Paul errichtete er in der ersten Auflage des „Grünen Heinrich" eine glänzende Gedenktafel, wovon er in der zweiten nur ein kleines Bruchstück beließ. Als ich ihn darüber befragte, erklärte er: „Es gab eine Zeit, wo ich selten einschlief, ohne Jean Pauls Werke unter dem Kopfkissen zu haben. Aber in jenen späteren Tagen, da ich zu schreiben anfing, tat ich längst keinen Blick mehr in seine Schriften, und von einer Wirkung auf meine Produktion

kann daher in der von einigen Literarhiſto-rikern angenommenen Weiſe durchaus nicht die Rede ſein."

Immer von neuem erging er ſich in älteren und neueren Meiſtern und Lieblingen, je nach Luſt oder Anregung, ſo — um einiges heraus-zugreifen — in den Gedichten Storms, Geibels und Hebels, auch in Scheffels „Ekkehard", den er ein herrliches Buch nannte. Einmal ſagte er zu mir: „Geſtern hatte ich einen ſchönen Nachmittag; ich ſaß wieder ſtundenlang über Conrad Ferdinand Meyers Gedichten. Ich bin überzeugt, das Publikum weiß dieſe Feinheit und Grazie noch lange nicht nach Gebühr zu würdigen. Wie wunderbar z. B. ſind dieſe Liebesgedichte." An Platen ſchätzte er die Lieder-kunſt, die ſchönen Verſe und „daß er es nicht vertrug, ein Sänger und ein Hund zu ſein". Die Gedichte des Plateniden Leuthold, für deren Herausgabe er mit geſorgt, empfing er mit einer vorzüglichen Rezenſion in der „Neuen Zürcher Zeitung", ebenſo die Werke des Berner Staats-mannes, Dichters und Malers Niklaus Manuel in der Ausgabe Bächtolds.

In ſeiner anſehnlichen Bibliothek ſtanden eine ſtattliche Reihe älterer Schriftwerke und auch

sonst viel Gutes; denn für Bücher ließ sich der Herr Staatsschreiber das Geld nicht reuen. Er war nicht nur ein starker, sondern auch ein sehr genauer Leser, so daß er, unterstützt von einem treuen Gedächtnis, in den Klassikern z. B. besser Bescheid wußte als mancher Literarhistoriker. Eines Tages, kurz nach Erscheinen der Gildemeisterschen Dante-Übersetzung, traf ich ihn, wie er sich bemühte, Urtext und Nachbildung miteinander zu vergleichen, welches Unterfangen für ihn beschwerlich genug sein mußte, da er, im vierzehnten Jahre aus der Schule weggewiesen, ausschließlich durch private Anstrengung eine beschränkte fremdsprachliche Kenntnis erworben hatte.

Legte man ihm irgend etwas zur Prüfung vor und ging ihn um sein Urteil an, so unterwarf er das betreffende Stück einer sorgfältigen Musterung und wollte sich nicht vorlesen lassen, um nach Bedürfnis bei einer Stelle zu verweilen oder zu einer andern zurückkehren zu können. Dann las er halblaut oder vielmehr er brümmelte mit verdrießlich klingender Stimme vor sich hin, zuweilen ganz innehaltend oder nur die Lippen bewegend; dabei zog er die Augenbrauen in die Höhe und heftete die

Blicke mit einem schläfrig verträumten Ausdruck aufs Papier, so daß es den Anschein gewann, als ob er mit wahrer Abneigung von Zeile zu Zeile wandere. Erst wenn er zum Ende das erlösende und anerkennende Wort sprach und auf Einzelnes einging, wurde man gewahr, wie genau er verfahren.

III.

Über Arbeiten, die er just in der Mache hatte, ließ sich Gottfried Keller wohl aushorchen, doch nicht von jedem, und in der Regel erhielt auch der genehme Frager nur kurzen Bescheid. Aus eigenen Stücken fing er von seinen Sachen kaum zu reden an, es wäre denn gewesen, daß er gegen irgendeine Behauptung eines Kritikers oder Literarhistorikers vom Leder zog. Gewöhnlich deutete seine Auskunft auf eine Geschichte von geringerer Ausdehnung, von der er sich anscheinend selber nicht viel versprach, oder er griff irgendeinen charakteristischen Zug auf, wie ihn Motiv oder Studien darboten; so verbreitete er sich, als er an der „Ursula" schrieb, über die den Quellen entnommenen Kindereien und Torheiten der Wiedertäufer. Nur von der geplanten Fortsetzung zum „Martin Salander" gab er ausführlicheren Bericht und erzählte unter anderem von allerlei Fährnissen und Nöten, aus denen der kluge Sohn die bedrängte Familie befreite; die

Salanderfräulein sollten nochmals unter die Haube und diesmal an die Rechten kommen. Mit besonderem Vergnügen schilderte er mir eine Feuerwehrmusterung, wo allerlei freche Anarchistenbürschlein sich ungebärdig benahmen und kräftig zur Ruhe verwiesen wurden, und zeigte mir ein Blatt, worauf er die komisch klingenden Namen dieser Maulhelden aufgezeichnet hatte. Während die Art seiner Auskunft den Hörer zur Annahme führte, daß das Meiste dieses zweiten Bandes schon geschrieben und das Ganze bald druckfertig sei, fand sich in dem Nachlaß, aus dem er offenbar auch nicht ein einziges Blatt entfernte, davon nichts vor, und es scheint, er habe, wie auch aus anderen Fällen hervorgeht, gleich Lessing eine Arbeit schon als eine vollendete behandelt und erörtert, sobald er mit sich darüber mehr oder weniger im reinen war oder doch zu sein glaubte.

Über die Herkunft seiner Vorwürfe und die Empfängnis des schöpferischen Gedankens den Schleier wegzuziehen, konnte man Keller unschwer bewegen. Zu den „Gerechten Kammmachern" z. B. gab der Ausspruch von Peter Bayle in seinem Dictionnaire den Anstoß, ein Staat von lauter Gerechten könnte nicht be-

stehen; das teilte er Conrad Ferdinand Meyer*) mit, wie auch, den Stoff zu den „Berlocken“ im „Sinngedicht“ habe er in der literarischen Korrespondenz von Grimm, dem Freunde von Diderot, gefunden und versucht, ob sich das Histörchen vertiefen lasse. Das Motiv zum „Dietegen“ stöberte er in Schulers „Taten und Sitten der Eidgenossen“ auf. Wie das kleine Vorwort zum „Apotheker von Chamounix“ besagt, entnahm er die drollige Fabel des ersten Teils einer Zeitungsnachricht. Die eigentlichen Kindererlebnisse im „Grünen Heinrich“ erklärte er mehrfach als ziemlich getreue Abspiegelungen der Wirklichkeit und versicherte mir, die Geschichte z. B. mit dem Meierlein sei wörtlich wahr und der Schelm habe Meier geheißen; selbst das Haus, von dessen Gerüste der schlimme Geselle zu Tode stürzte, zeigte er mir. Dagegen diente ihm als Handhabe zu der wundersamen Figur des Meretlein nichts Tatsächliches als ein Kinderbildnis, das er in Zürich sah, und eine geistig gestörte Bürgertochter, die um ihres Zustandes willen von den Angehörigen

*) C. F. Meyers Erinnerungen an G. Keller (Briefe C. F. Meyers, herausgegeben von Adolf Frey, Leipzig 1908, Band II, S. 512 ff.).

nach Glattfelden aufs Land gebracht worden war, wo sie mit den Bauernburschen allerlei Liebeshändel anzuspinnen suchte. Anna und Judith bezeichnete er als freie Erfindungen. Das Totenvolk, das im „Apotheker von Chamounix" zu sechsen und zwölfen bis zum Morgen-Vesperläuten heranmarschiert und hinter welchem betrübte Nachzügler einherwandern, sowie die einfache, unsäglich traurige alte Weise, die vor ihren Fahrten tönt, stammen aus dem Schatz der Walliser Sage. Diese kennt auch, eine ihrer eigentümlichsten Gestaltungen, die Verbannung der büßenden Seelen ins Eis der Gletscher, und so lag es nahe, daß ich das kristallene Gefängnis Klärchens und Heinrich Heines auf jene Schöpfung der Sage zurückführte. Allein der Dichter erhob entschiedene Einsprache und erklärte, so auffallend es mir auch erscheinen möge, schon zur Zeit, da er am „Apotheker" schrieb, nach dem Erscheinen des „Romancero", spontan auf die fragliche Erfindung geraten zu sein, und berief sich darauf, daß die „Walliser Sagen"*) erst 1872 er-

*) „Walliser Sagen." Gesammelt und herausgegeben von Sagenfreunden. Sitten 1872. (Aus diesem Buche stammt auch das Motiv zu Kellers Gedicht „Aroleid".)

schienen seien und somit vorher außerhalb ihres heimischen Standortes niemandem hätten bekannt sein können.

So wenig er nämlich dem Ruhm oder der öffentlichen Auszeichnung nachjagte, so wachte er doch mit zuweilen fühlbarer Eifersucht über den geringsten Rechtsamen seiner Erfindung. Ungefähr zwei Jahre vor seinem Tode teilte er mir mit, daß er ein kleineres autobiographisches Schriftwerk niederzuschreiben vorhabe, wobei es weniger in seiner Absicht liege, gewisse Erlebnisse und Lebenslagen fest zu halten und ins Licht zu rücken, als vielmehr manch ein von etlichen Kritikern bestrittenes Stück Feld mit aller Entschiedenheit für sich in Anspruch zu nehmen. Er, hinter dessen schön gewölbter Stirn das Geschick eine so unendlich reiche Schatzkammer der Erfindung gelegt hatte, empfand es, daß Rezensenten und Verehrer da und dort in seinen Werken nur ein Abschreiben der Wirklichkeit oder lediglich Ausschöpfung der Quellen annahmen, wo er ganz frei erfunden oder eine magere Überlieferung mit gesegneter Fülle ausgestattet hatte.

Gerne wies und pries er die Fundgruben der sinnfälligen und bezeichnenden Einzelheiten,

womit er seine Fabeln bekleidete und ausstaffierte, und beutete sie von früh an sorgfältig aus. „Man muß sich Zeit nehmen und Studien machen," hörte ich ihn mehrmals sagen. In der Tat suchte er das Reale mit äußerster Sorgfalt. Er tat sich, berichtet C. F. Meyer, etwas darauf zugute, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines portugiesischen Seehelden Don Correa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre, und sagte wichtig, er habe Rohlfs darüber beraten. Es geht die Mär, er sei trotz seiner schwer in Fluß zu bringenden Reiselust nach einem bekannten Schweizerstädtchen gefahren, wo man bis vor kurzem lustig wie die Seldwyler lebte, um seine Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Als man, Mitte der achtziger Jahre, in Zürich lebende Bilder aus seinen Werken aufführte, warf die Vergleichung der in geschichtlicher Treue hergestellten Kostüme mit den betreffenden Schilderungen in den „Züricher Novellen" ein helles Licht auf seine enge Anlehnung an die Vorlagen. Erzählungen, Schwänke und Anekdoten, die in realistischer Weise den Charakter gewisser ihm nicht bekannter Gegenden und Menschenschläge der Schweiz schildern,

studierte er eingehend und hob sie wohl auch auf, ebenso dergleichen Geschichten in einer literarisch vorher nicht verwendeten Mundart; abgesehen von anderen gewaltigen Vorzügen, stand ihm Jeremias Gotthelf so hoch, weil er im hintersten Winkel seiner Emmentaler Bauernhäuser genauesten Bescheid wußte. Traten ihm das Lokalbedingte und der Erdgeschmack in literarischen Neuheiten, über deren Minderwert er eigentlich nicht in Zweifel sein konnte, stark und auffallend entgegen, so griff er wohl mitunter, wenigstens im ersten Augenblick, nach einem zu hohen Lob. Gelegentlich verführte ihn der Zug nach dem Realistischen sogar zur Pedanterie. Als ich ihm ein im Stil einer Vision gehaltenes Gedicht vorlegte, worin ein Goldstück mit Cäsars Bildnis vorkam, meinte er: „Das ist schön und gut; aber man müßte doch erst nachsehen, ob Goldstücke mit Cäsars Kopf geprägt wurden."

Wie Adolf Menzel in einer gewissen Periode seiner Entwicklung erklärte, von nun an nur noch zeichnen und malen zu wollen, was er mit eigenen Augen gesehen habe, so steigerte sich auch Kellers Neigung für das Realistische mit den Jahren, und vor C. F. Meyer verredete

er die historischen Stoffe einmal ganz und gar, da er ihrer Wirkung bei weitem nicht so sicher sei wie der von ihm selbst geschauten und nie wisse, ob er in der Wahrheit stehe. In seinem letzten Buche, im „Martin Salander", beruht sozusagen Zug für Zug auf dem genauesten Studium.

Aber hier gerade mußte er gewahren, daß für ihn im Evangelium des Realismus das ausschließliche Heil nicht lag. Er äußerte sich voll Unzufriedenheit über das Buch und verfiel während seiner Niederschrift, zumal während der letzten Partien, in manche trübe Stimmung. „Was haben Sie denn nur gegen das Werk?" fragte ich, „Sie sind ungerecht." — „Was ich habe —? Es ist nicht schön! Es ist nicht schön! Es ist zu wenig Poesie darin!"

Die Strömung unserer Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, und er glaubte, abgewichen zu sein von dem sein Lebtag standhaft befolgten Wahlspruch: „Wahr und schön!"

IV.

Meines Erinnerns traf ich den Meister ein einziges Mal an der Niederschrift einer poetischen Arbeit. Es waren Verse, wie mich ein flüchtiger, aus der Entfernung auf die ungleich langen Ausgänge der Zeilen geworfener Blick belehrte, und ich wollte mich mit einer Entschuldigung unverweilt wieder zurückziehen. „Bleiben Sie doch nur," forderte er freundlich, „ich habe ja keine Fabrik und fahre morgen einfach da fort, wo ich heute stehen geblieben bin." Ob das geschah, ist in diesem wie in manchem ähnlichen Falle fraglich, weil er sich an keine bestimmten Stunden band und geduldig die gute Stimmung abwartete. Es war und blieb ihm unfaßlich, wie andere Dichter, die Herren ihrer Zeit und durch keine Stellung gefesselt seien, eine strenge Tageseinteilung befolgen und sich regelmäßig mit dem gewohnten Glockenschlag an den Schreibtisch setzen könnten,

um ein gewisses Quantum zu Papier zu bringen. Er hatte lange Pausen des Stillstandes und empfand es sehr, als ihm ein deutscher Freund und Poet eine Stelle aus einem lateinischen Dichter zitierte, die ihm eine Aufforderung zu größerem Fleiß zu bedeuten schien. Er trug seine Pläne lange mit sich herum, ohne sie im einzelnen oder gar bis in den Satzbau auszuarbeiten. „Zwei Jahre", sagte er, „habe ich den Salander überdacht und überträumt." Im Bewußtsein, daß er der Huld der Stunde viel, ja das meiste zutrauen durfte, zwang er sich niemals dazu, nach einem ins kleine festgestellten Plane zu arbeiten. „Ich habe einige meiner Sachen vorn angefangen und in einem Zuge zu Ende gebracht" — das gilt wesentlich von der ersten Sammlung der „Leute von Seldwyla" — „andere begann ich irgendwo und sah dann zu, wie ich weiter kam. Im allgemeinen wußte ich nie etwas mit Sicherheit vorher als den Schluß und danach habe ich mich natürlich eingerichtet. Das Beste fällt mir immer erst über dem Schreiben ein."

Da er darauf hielt, den Lauf einer Erzählung sozusagen vorn anzufangen und streng episch in gerader Linie zu Ende zu führen, so

machte ihm der Aufbau, die Kompoſition verhältnismäßig wenig Mühe; er verhöhnte jene künſtlichen Zurichtungen, wo eine Figur verſchwindet und der Faden gekappt wird, ſobald die Sache ſpannend zu werden beginnt: „Solche lange Strümpfe mit verzwickten Maſchen ſind die Domäne der ſchriftſtellernden Weibsbilder“, lachte er.

Ein gut Teil von dem wohligen Behagen und der goldenen Erdenfreude, die dem Leſer aus Kellers Schöpfungen entgegenlachen, muß er ſelber gefühlt haben, wenn er zuverſichtlich die Feder ergriff, obgleich es ihm beim Arbeiten nie ſo gut wurde, wie er irgendwo wünſcht: „während ſchöner Frühlingswochen in einem Gartenhauſe, ein Glas alten Landweins zur Rechten und einen Strauß junger Feldblumen zur Linken.“ Er wollte beim Schreiben ganz allein ſein und hat niemals etwas diktiert. „Es wäre mir“, meinte er gelegentlich, „ganz unleidlich, einen Menſchen vor mir zu haben, der wie eine Schildwache mit geladenem Gewehr daſteht und aufpaßt, was jetzt zum Vorſchein kommt.“ Auch alle Kopien fertigte er eigenhändig an. Er wachte freilich, wenn ihm die Muſe lächelte, oftmals zu einer Zeit über der

Feder, wo kein Schreiber aufzubringen gewesen wäre: in späten Stunden, weit über Mitternacht hinaus. Dann schlief er reichlich nach, wie er überhaupt kein Frühaufsteher war.

Weil er nur aus dem Gefühl aufgespeicherter Kraft heraus schrieb, so finden sich bei ihm nirgends dürre und matte Stellen, vielmehr zeigt alles eine solche ebenmäßige Sättigung und Fülle und die Sprache insbesondere eine so große Menge von Eigenheiten und leuchtenden Farbenspielen, daß man seine Werke an jedem beliebigen Orte aufschlagen und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang sich ergötzen und erbauen kann. Diesen Reichtum guter und origineller Wendungen erzielte er nicht durch mehrfache Überarbeitung und nachträgliche Zusätze, sondern er setzte fast alles aus erster Hand hin, was sich auch ohne sein Zeugnis aus den ziemlich glatten und wenig korrigierten Manuskripten ergibt. In den Prosaschöpfungen brachte er, den „Grünen Heinrich" ausgenommen, behufs neuer Auflagen kaum Änderungen an und nahm die 1851 und 1854 erschienenen „Neuen Gedichte" dreißig Jahre später beinahe ohne weiteres in die Sammlung seiner Lyrika auf; selbst die 1846 in seiner, wie er oft klagte, noch

kritikloſen Periode ans Licht getretenen Erſtlinge wurden formell wenig angetaſtet und umgeformt, ſondern erlitten weſentlich nur Streichungen und Zuſätze, die einer erweiterten und umgeſtalteten Weltanſchauung entſprangen. Geriet ihm etwas auf den erſten Wurf nicht nach Wunſch, ſo verſuchte er ſelten ſofort nachzubeſſern, ſondern legte die Sache zur Seite, oft für lange Zeit. Dabei war es nicht ſeine Art, durch häufiges Überarbeiten und Umformen einen Stoff zu bändigen, um das Gewollte zu erlangen. Die Stunde mußte es bringen. Selbſt kleine und nebenſächliche Arbeiten, ſogar Briefe, ſparte er gerne auf den wohlgelaunten Tag. Darum ſind ſie auch ein ſo anziehendes Spiegelbild ſeiner reichen Perſönlichkeit, ſeiner Stimmung und ſeines ſtrömenden Humors.

Da er Fülle von der Kunſt verlangte und die Poeſie geradezu als die mit größerer Fülle vorgetragene Wirklichkeit definierte, ſo erſcheint es begreiflich, daß er durchſchnittlich auch vom einzelnen Satze eine gewiſſe Rundung und Ausdehnung forderte und nicht häufig kurze Perioden und Sätze bildete, es ſei denn, daß er einem andern das Wort ließ. „Dabei", erklärte er, „iſt mir weit weniger das Ohr maß-

gebend, als das Auge des Malers, das nach einer gewissen Rundung strebt.“ Um zu füllen und zu stärken, machte er sich gelegentlich den Schatz der heimischen Mundart und früheren Schrifttums zu Nutzen, wobei er die Wirkung im Neuhochdeutschen ungebräuchlicher Wörter und Bilder mit untrüglichem Sprachgefühl abwog; er vermerkte es übel, wenn deutsche Kritiker ein solches Vorgehen wohl gar unter der Annahme tadelten, die landläufige und abgeschliffenere Wendung sei ihm unbekannt gewesen.

Nicht bloß darum, weil ihn Stimmung und völlige Reife des Geplanten unerläßliche Güter dünkten, produzierte Keller stockend und stoßweise, es lag ihm auch alle Unruhe des Gemütes und jegliches Hasten fern, und im unbewußten Gefühl einer festen Gesundheit und wohl eines langen Lebens trieb er es gemächlich und stellte dem Schicksal auch etwas anheim. Dabei fiel seine Bescheidenheit mit ins Gewicht, die ihn denken und gelegentlich sagen ließ, es sei ja schließlich für niemanden ein Verlust, wenn er schon mit diesem oder jenem Projekt nicht zu stande komme.

Im Jahre 1878 sprach er des öftern davon, die Feder einmal einen Sommer lang auf die

Seite zu legen und, unbekümmert um Schriftstellerei und Welt, ausschließlich zu seinem Behagen wieder einmal Landschaften zu malen. Dieser liebe und langgehegte Wunsch ging ihm so wenig in Erfüllung, wie etliche in Aussicht genommene Reisen und Badeaufenthalte, denn die Lebenskraft und Sicherheit einer, wie es schien, vor der Hand noch verfügbaren Zukunft verließen ihn, ehe er sich's eigentlich recht versah; und wenn wohl auch nichts unvollendet blieb, was zu seiner Wesenheit und endgültigen Kennzeichnung gehört, so erlosch doch mit ihm noch manches Vorhaben, dem, gerade weil es ihn auf neuen Wegen gezeigt hätte, die Verehrer des großen Dichters bedauernd nachdenken. Ich glaube nicht, daß er sich als Dramatiker — er faßte eine Agnes Bernauerin, einen Johann von Schwaben ins Auge und trug sich lange mit der Figur des Savonarola — noch versucht hätte, wie er denn einige Stoffe dieser Art schließlich episch zu verwenden gedachte. Uber die Ausdehnung der schon erwähnten autobiographischen Schrift, die eine Art Verteidigung seiner Erfindungen bilden sollte, läßt sich selbstverständlich nichts sagen, während man sich aus seinen Mitteilungen über den zweiten

Band des „Salander" doch eine annähernde Vorstellung machen kann. Längere Zeit überlegte er sich eine kleinere Schrift gegen Lessings Laokoon. Der um seine Bildung Verkürzte hatte den Segen des unvergleichlichen Buches doppelt empfunden, weil er ihn erst spät empfing, erst gegen das dreißigste Lebensjahr, und sah immer mit hoher Bewunderung und Dankbarkeit zu dem „tapferen" Lessing empor; aber gerade das hohe Gewicht des Werkes schien ihm eine energische und rückhaltlose Einsprache gegen die unbilligen Übertreibungen und drakonischen Härten zu fordern — „aber nicht durch einen Schulmeister, denn die verstehen nichts."

Fast am meisten war ich gespannt auf eine Sammlung epischer Sachen in gebundener Rede, worüber er sich so ausführlich und in einem Tone äußerte, daß ich mich nach der Zeit der Drucklegung und des Erscheinens erkundigte, worauf er lächelnd erwiderte: „Ja, es muß zuerst geschrieben sein!" Dahin gehörte wohl jener neutestamentliche Stoff, den er C. F. Meyer anläßlich des letzten Beisammenseins erzählte: „. . . Sehen Sie den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er

nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden. Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!" Die englische Geschichte bot ihm ferner ein erwünschtes Motiv in der Heirat zwischen einem Sproß des Hauses Stuart und Cromwells, wobei ihn nicht nur der Gedanke an die endliche Versöhnung, sondern auch die Schilderung der farbenreichen Zeit lockte. Irre ich nicht, so trieb er in der Zimmerischen Chronik folgende Ergötzlichkeit auf: Die Mutter eines Frauenhauses findet samt ihren Dirnen kein Auskommen mehr und verläßt die Stadt, wo sie gewohnt, begleitet von ihrem ganzen Schwärmlein. Mit vielem Humor malt sich Keller aus, wie die Alte den Hausschlüssel über die Stadtmauer wirft und die Abziehenden, ein wehendes Tüchlein an den Stock gebunden, unter dieser Standarte singend durch das mit

goldenen Kornfeldern bedeckte Land reisen. Eine andere Nummer sollte die Überschrift tragen: „Am Rande des Vaterlandes" und das Treiben in einer kleinen Schießbude schildern, wo ein armes und verkommenes Völklein, das am großen eidgenössischen Schützenfest nicht teilnehmen kann, in später Stunde ein kleines Wettschießen veranstaltet, gleichsam „am Rande des Vaterlandes". Als eine Art Sing- oder Festspiel, wohl im Stile seiner „Johannisnacht", gedachte er die Aufnahme Basels in den Bund der Eidgenossen zu behandeln, welches Ereignis im Jahre 1501 unter allerlei charakteristischen Begebenheiten vor sich ging.

Vielleicht blieb mancher Plan liegen, weil in höherem Maße, als Fernerstehende ahnten und der sein Innerstes selten erschließende Mann verriet, dunkle Stunden ihn heimsuchten, in deren getrübtem Spiegel sein Vollbrachtes und Entworfenes nicht im vollen Werte glänzte. Er liebte es zwar nicht, mit anderen verglichen zu werden, welchen Ranges sie immer waren, und äußerte einmal, es müsse ungefähr jeder selbst wissen, in welchen Schuhen er stecke; aber Bescheidenheit und Ernst zwangen ihn im stillen doch zu Vergleichen und konnten ein Mißtrauen

in die eigene Kraft oftmals nicht bemeistern. Namentlich gegen seine lyrischen Schöpfungen fühlte er sich zu manchem Einwand gedrängt und wies darauf hin, wie die Klassiker „in einem Distichon unübertrefflich auszudrücken wußten, wozu wir Neueren ein ganzes Gedicht vonnöten haben. Die Meister des eigentlichen Liedes sind alle tot." Er klagte sogar, seine Novellen ständen seinen Gedichten im Wege, und kam selbst zu der quälerischen Behauptung, wenn ihm Freund Baumgartner das „Vaterlandslied" nicht mit der herrlichen Komposition vergoldet hätte, so würde man auch danach so wenig fragen wie nach seinen übrigen Versen.

Diesen fast schwermütigen Ton hat auch eine liebenswürdige Dankerstattung, die er einer Verehrerin*) für ein blühendes Orangenbäumlein in seine gesammelten Gedichte schrieb:

Für die holden Frühlingsblüten,
Die der Ostermorgen brachte,
Folgt zurück ein Wintergärtchen
In Herbariumsgestalt,
Drin das Blumenheer von mehr als
Vierzig Sommern liegt gebettet,
Gänseblümlein, wilde Röschen,

*) Maria Knopf.

Distelzeug und Sauerampfer,
Friedlich alles lang verblichen.
Denn da nun die trocknen Kräuter
Florens frische Kinder wittern,
Rauscht es in den dürren Blättern
Wie ein leiser Hauch von Lenzluft,
Und sie regen sich, zu danken
Für den milden Ostergruß!

Zürich, 16. April 1884.

G. K.

V.

Als ich auf dem Bürgli eines Tages bei Gottfried Keller saß und wir schon einen recht erklecklichen Rauch zusammengebracht hatten, ging die Türe leis und langsam auf. Darunter erschien die Fräulein Regula Keller und sagte, ganz mit der verdrießlichen Stimme ihres Bruders: „O, was habt Ihr da für einen Rauch! Macht doch die Fenster auf!“ Der Herr Alt-Staatsschreiber hob den gesenkten Kopf um ein weniges, die Augen aber nicht, und erwiderte trocken: „Wir machen dann schon auf, wenn wir ersticken.“

Sie war an Haltung, Gang, Antlitz und Gebärden dem Dichter ähnlich, nur fehlte ihr sein schöner Mund, und der starke Unterkiefer war etwas vorgeschoben. Sie teilte mit ihm den schweren, langsamen Aufschlag der braunen Augen und das eigentümliche Lächeln, das in den Mundwinkeln anhob und wie ein stilles Leuchten über das ernste Gesicht hinaufwanderte.

Sie mochte übrigens in ihrem Leben gar viel mehr sorgenvoll geblickt als gelächelt haben, denn ihre Tage waren nicht eben sonnige gewesen. Während der Jugendjahre half sie der Mutter das kümmerliche Hauswesen besorgen, dann verdiente sie ihr Brot als Verkäuferin in einem Schirmladen. Als Keller, arm wie eine Kirchenmaus, von Berlin zurückkehrte, fand er bei ihr Unterkunft, wie später umgekehrt Schwester und Mutter zu ihm in die Amtswohnung zogen, nachdem er „der Herr Staatsschreiber" und ein geborgener Mann geworden. Nun gab sie ihren Beruf auf und führte dem Bruder bis an ihren Tod die Haushaltung in untadeliger Weise, wie sie es verstand und wußte, und nach ihrem Kopfe; solange sie sich auf den Beinen halten und regieren konnte, kam keine Magd ins Haus, höchstens etwa eine Aushilfe.

Sie ging daheim wie die geringste Magd gekleidet oder noch unansehnlicher, ein unscheinbares Hauswürzelchen; denn sie hielt nicht viel auf die eigene Ausstaffierung, wogegen sie ihrem Gottfried nachdrücklich für Kleider und einen beträchtlichen Vorrat der schönsten Wäsche sorgte.

Sie war der Bruder ohne seine hervorragen-

den Gaben, aber auch ohne seine Schwächen. Wiewohl als Tochter eines unbemittelten, kleinbürgerlichen Handwerkers mit geringer Schulbildung ausgestattet, vergnügte sie sich gerne an Büchern und besaß, wie der Dichter, einen ausgeprägten Naturſinn. So oft es Wetter und Hausgeschäfte erlaubten, weilte sie in dem zur Staatsschreiberei gehörigen Garten und setzte sich später, als das Pärchen die Staatswohnung verlassen, mit Vorliebe unter das grüne Dach irgendeines Baumes, um still ins Land hinauszublicken. Ein geistiger Verkehr zwischen den Geschwistern und eine Unterhaltung über das Innere von Meister Gottfrieds dichterischen Angelegenheiten blieb ausgeschlossen. Wollte sie sich ein literarisches Vergnügen bereiten, so lieh sie sich bei Nachbarn einen Band der Gartenlaube. Aber sie trug dem Bruder zweifelsohne manchen charakteristischen Zug zu, da sie sich, ohne selber viel zu sagen, mit weiblicher Neugier um die Historien und Geschehnisse ihrer Bekannten und anderer kümmerte. Von einer Seite, die es wissen konnte, verlautete, sie habe des Bruders Werke gelesen, jedoch ohne Eile, und habe gewartet, bis sie jeweilen gedruckt und eingebunden vorlagen. Er selber aber er-

widerte in den letzten Lebensjahren einer deutschen Verehrerin, als sie ihn anläßlich eines Besuches in Zürich zum hübschen Verkehr mit der Schwester beglückwünschte, den sie auch für einen literarischen hielt: „Meine Schwester hat nie etwas von meinen Sachen gelesen.“ Übrigens erhob sie Klage, daß sie der Bruder im „Grünen Heinrich“ unterdrückt und ihre Existenz ignoriert hatte.

Die beiden führten ein einträchtiges Leben, indem jedes den Besonderheiten des andern den möglichst weitgemessenen Spielraum gönnte. Wenn Gottfried abends ausging, so blieb sie mitunter bis tief in die Nacht auf, um dem Heimkehrenden in einem an eine Schnur gebundenen „Finken“ — so heißen in der Schweiz die aus Stoffresten geflochtenen Hausschuhe — den Hausschlüssel hinunterzulassen. Indessen gab es Fragen, wo sie nach ihrem Gutdünken entschied und allen Stürmen des andern Teils sieghaft standhielt. In der Schule eines kärglichen Lebens sparsam geworden und diese Kunst immer weiter ausbildend, kämpfte sie mit den Gemüseweibern und dem Fleischer, wie weiland ihre Mutter, die Frau Lee im „Grünen Heinrich“, nur mit etwas mehr Ausdauer und

Schärfe; aber dieſe Sparſamkeit beſſerte zur Zeit der erſten Dienſtjahre die finanzielle Lage des Staatsſchreibers, der zwar nichts weniger als ein Verſchwender, aber doch auch kein Horthüter war. Am Eſſen und ſonſt ließ ſie ihm nichts abgehen, außer daß ſie dieſe oder jene Speiſe vom Tiſch verbannte, wie ſehr ſie ihm auch munden mochte.

Übrigens war Keller ein tüchtiger Eſſer, der Hunger und ungenügende Sättigung — bis zum Staatsdienſt keine ſeltene Sache — bei ſeinem geſunden Magen ſchwer empfand und in einer, ſpäter allerdings getilgten, Gedichtſtelle auch berührte. Beim ſchwarzen Kaffee forſchte einſt ein Bekannter: „Ach, Herr Staatsſchreiber, heute vormittag, bei dem herrlichen Wetter, haben Sie gewiß etwas recht Schönes und Poetiſches gedichtet!“ — „O ja,“ erwiderte er trocken, „ich habe einen großen Topf voll Senf eingemacht!“ Nicht umſonſt wird in ſeinen Werken ſo oft und ſo gut geſchmauſt, und man fühlt wohl, mit welchem Behagen der Verfaſſer das leckere Mahl des Schneiders Strapinsky auftragen und verſchwinden läßt.

Unter den Bekannten wünſchte einer die brüderliche Anerkennung durch eine poetiſche Ur-

kunde bekräftigt zu sehen und stellte an den Dichter die Forderung: „Herr Staatsschreiber, Sie sollten doch einmal ein Gedicht auf die Schwester machen!" Er entgegnete: „Meine Schwester ist mir ganz recht, aber begeistern tut sie mich nicht!" Sie war ihm freilich recht, und er hätte nicht der tiefe Menschenkenner und ganze Mann gewesen sein müssen, um so viel tapfere Tüchtigkeit nicht zu würdigen. Doch sah gerade sie vielfach richtiger in andere Menschen hinein, weil ihr keine Phantasie in die Quere kam, und er räumte ihr in der Beurteilung seines Umgangs ein gewichtiges Wort ein. Wenn sie warnte, wenn sie von einem vielleicht schon seit Jahren gepflegten Verkehr abriet, dann brach er meistens kurzweg, und der Betroffene trollte sich, ohne jede Ahnung, daß das unscheinbare, alte Wesen, das ihn unter der Türe empfing und mit dem er vielleicht ein kleines Gespräch anzuknüpfen versucht hatte, die Anstifterin des Umschwungs war.

Die Jahre des Alters mit ihrem Gefolge von Beschwerden und Krankheiten, die den Gedanken an ein letztes Scheiden in drohende Nähe rückten, offenbarten erst die Anhänglichkeit zwischen den Geschwistern, deren kurz angebundene Spröde

das warme Fühlen maskierte. Da der Schwester die Ausgänge in die Stadt zu mühsam wurden, zog Keller ihr zuliebe von dem schönen Bürgli herunter in das am Zeltweg gelegene Haus zum „Thaleck", wo er statt der Stille einen fast beständigen Gassenlärm und statt der Aussicht über See und Gebirge einen beschränkten Blick auf wenige Häuser fand. Als er später nach den Ragazer Heilquellen fahren sollte und zur anberaumten Stunde ein Freund als Reisebegleiter sich eingestellt hatte, weigerte sich der Dichter, mitten unter den eingepackten Reisesachen stehend, die Kur anzutreten. „Die Schwester hat die ganze Nacht geweint, daß ich sie verlassen wolle. Ich bleibe. In Ragaz fände ich doch keine ruhige Minute. Wenn es an der Tür pochte, müßte ich immer denken: Jetzt kommt eine Depesche und meldet, daß es mit der Schwester schlimm stehe!"

Ihr Leiden gestaltete sich gegen den Herbst 1888 stetig qualvoller und gefährlicher, so daß man das dunkle Ende vorher sah und ihr eine baldige Hinwegnahme wünschen mußte. Der Greis waltete lange Nächte hindurch seines Amtes als Krankenpfleger, ohne Klagen und ohne sich selber die nötige Ruhe zu gönnen.

Am 10. Oktober erhielt ich die vom vorhergehenden Tage datierte Traueranzeige: „Sonnabends, den 6. Oktober, nachmittags 3½ Uhr, verschied nach längerer Krankheit und zuletzt schweren Leiden meine liebe Schwester Regula Keller im 67. Altersjahre. Zu ihrer wohlverdienten Ruhe eingehend, wurde sie heute dem Grab übergeben."

Durch die Regenschauer eines frühen Herbstes fuhr er mit der Entschlafenen hinaus nach dem Kirchhof auf der „Rehalp", wo auch Heinrich Leuthold von seinem Erdenleid ausruht. Nur wenige Freunde begleiteten ihn, kein Pfarrer war zur Bestattung geladen. Der Bruder trat noch an die Grube heran, in welche eben der Sarg versenkt wurde, warf einen langen Blick hinunter und sagte mit tiefem Seufzer: „Nun, in Gottes Namen!"

Das war die Leichenrede, die über dieser Gruft ertönte. Dann feuchtete eine Träne sein Auge, und er wandte sich still ab.

Der Schlag, den er erwartet, warf ihn nicht nieder, und selbst über der Bahre behielt der Greis ein Stück seines Humors, indem er den Leiter des Bestattungsgeschäftes, dem er die nötigen Anordnungen übertrug, den „Toten-

major" nannte. Aber die Freunde, denen der Heimgang der Schweſter als ein Verhängnis für den Bruder erſchien, behielten recht. Er ſprach nicht viel von der Entſchwundenen, denn alles Klagen und Jammern widerſtrebte ſeiner gelaſſenen Tapferkeit. Mitunter verriet ſich der Schmerz ſeiner Seele: er nahm, ein Jahr vor ſeinem Tode, das Sparbüchlein der Schweſter nach Seelisberg mit und wollte ſich durchaus nicht davon trennen. „Du gutes Regele," ſagte er mit naſſen Augen, „wie haſt Du für mich geſpart! Es wäre beſſer geweſen, Du hätteſt es für Dich gebraucht."

Noch deckte ſie der Hügel nicht zwei Jahre, ſo ſchlugen die Flammen des Krematoriums über ihm zuſammen.

VI.

Mit Unrecht wurde dem Dichter vorgeworfen, er habe sich gegen seine Mutter lieblos benommen, indem man den „Grünen Heinrich", der das kranke Mütterlein ohne Briefe und Kunde von sich sterben läßt, auch hierin als Kellers getreues Abbild nahm, während doch dieses Verhalten Heinrichs ganz auf dichterlicher Erfindung beruht und Kellers Mutter die Augen erst zwanzig Jahre nach seiner Heimkehr von München schloß, von dem Kinderpaar gepflegt und betrauert. Noch auf dem letzten Krankenlager sprach er von ihr, und seine Gedanken verweilten oft bei der Lebenden und bei der Toten. Frühere, doch immer spärliche Äußerungen deuteten an, die kleine Frau, die ihren Gottfried zärtlich liebte, habe dem Sohne noch weicher und nachgiebiger gegenüber gestanden, als er es im „Grünen Heinrich" darstellte.

Eine andere Anklage, er habe für seine Freunde wenig Anhänglichkeit an den Tag gelegt und

es in etlichen Fällen an Dankbarkeit mangeln lassen, steht auf nicht minder schwankem Boden. Unbestritten bleibt freilich eine gewisse Schroffheit und unvermittelte Eile, womit er die Auflösung alter Verbindungen bewerkstelligen konnte, wenn er bei dem andern ethische Unzulänglichkeiten entdeckte, deren Vorhandensein ihm vielleicht lange Jahre verborgen geblieben war. Er sah oft geraume Zeit zu, höchstens sein Betragen etwas ändernd und mehr an sich haltend, was man seiner Launenhaftigkeit zur Last legte; dann aber, wenn der letzte Tropfen die Schale seines Zorns zum Überfließen brachte, leerte er sie mit hitzigen Worten über dem Erstaunten aus, der anscheinend ein Recht hatte, wegen harter, ja wegwerfender Behandlung Beschwerde zu führen. Andererseits trat er für seine Freunde entschieden und oft leidenschaftlich ein, indem er mitunter die Kritik eines Dritten rundweg von der Hand wies, mochte sie inhaltlich noch so berechtigt und formell noch so mild sein.

Die Briefe an Berthold Auerbach und der dem Ästhetiker Vischer zum achtzigsten Geburtstage gespendete Glückwunsch erhärten, wie er Freundschaft und erkenntliches Andenken zu bewahren wußte, auch nachdem räumliche Tren-

nung den persönlichen Umgang abgeschnitten hatte. Ob er mit Semper nach dessen Wegzug von Zürich korrespondierte, vermag ich nicht zu sagen: sicher ist, daß sie in Zürich häufig beisammen saßen und sich trefflich verstanden. Der Abschied setzte Beiden zu: sie blieben fast den ganzen Abend stumm, bis sie sich beim Auseinandergehen umhalsten. Diese Szene wiederholte sich an einigen Abenden, da Sempers Reise um eine Reihe von Tagen verzögert wurde.

Zu Kellers liebsten Genossen gehörte der Komponist Wilhelm Baumgartner. Er erzählte mir, wie ihn bald nach dem Erscheinen der ersten Gedichte ein Unbekannter unter dem Helmhaus in Zürich ansprach, sich als Musikus Baumgartner vorstellte und mitteilte, er habe das Lied: „O mein Heimatland, o mein Vaterland" komponiert. Als Keller fast ein Dezennium später von Berlin zurückkehrte, nahmen sie den Verkehr wieder auf und blieben sich herzlich zugetan bis zu Baumgartners allzufrühem Ende, das Keller nahe ging, wie es das in des Freundes Todesjahr 1867 entstandene Gedicht „Gedächtnis an Wilhelm Baumgartner" bezeugt. Neun Jahre vorher, als der Gesangverein der Zürcher Studenten seine heute noch jeden Früh-

ling stattfindende Maifahrt nach der Insel Ufenau ausführte, wurde auch Keller eingeladen, der sich noch zwei Dezennien später des Tages erinnerte, „als ob es erst gestern gewesen wäre". Ohne Wissen des Poeten hatte Baumgartner das schöne Gedicht „Ufenau" („Hier unter diesem Rasengrün") in Töne gesetzt und von der akademischen Jugend, deren Gesang er leitete, einüben lassen. Nun erscholl auf der grünen Insel, wo Hutten begraben liegt, das ihm zu Ehren gedichtete Lied; Keller konnte die Tränen nicht mehr bemeistern, nachdem die letzten Töne verklungen waren, und fiel seinem lieben Baumgartner um den Hals.

Doch das sind Geschehnisse, die vor meinem ersten Zusammentreffen mit Meister Gottfried liegen und deren Wissenschaft mir bloß durch seine und anderer Mitteilung zukam. Er war achtundfünfzig Jahre alt, als ich ihn kennen lernte, ich zweiundzwanzig. Er mochte mich gut leiden und bezeigte mir väterliches Wohlwollen. Vom Frühling 1877 bis zum April 1879 besuchte ich ihn häufig, und wir waren nicht selten acht bis zehn Stunden beisammen; nach dreijähriger Abwesenheit aus dem Auslande zurückgekehrt, fand ich ihn auffallend gealtert, die

Haltung gebückter, den Nacken etwas eingesunken, das Antlitz öfter verschattet, die Zunge schärfer. Fast immer, wenn ich nach Zürich kam, sprach ich bei ihm vor und fand allezeit das gleiche Interesse für mein Ergehen, meine Pläne und Arbeiten, sowie eine stetig zunehmende Neigung, mich in seine Projekte und Entwürfe blicken zu lassen.

Über jenen Zeiten unseres ersten Verkehrs schwebt für mich ein goldener Schimmer. Vom warmen Abendlicht des Alters umflossen, stand Keller noch in voller Kraft da, und der Gedanke, daß er hinweggenommen werden könnte, drängte sich noch nicht auf. Weltfroh und doch in versöhnter und verhallender Leidenschaft entsagend, glich er dem Landvogt von Greifensee, in dessen junggesellenhafte Liebesangelegenheiten er die eigenen mitklingen ließ. Von persönlichen Dingen sprang die Rede über auf seine Pläne; er besah Neuigkeiten des Büchermarkts, pries alte und moderne Meister, sprach von Malerei und bildender Kunst, hieb nach literarischen und politischen Strebern und musterte alles mögliche, was die Stunde just ins Netz zog. Meistens ging es dabei aber kurz zu, und nur geringfügige Dinge, bei denen er selbst

ganz oder teilweise außer Betracht fiel, behandelte er zuweilen mit einer gemächlichen, fast kleinstädtischen Breite, als ob er ihren erzählerischen Wert zu erproben wünschte. Oft brannte eine halbe Zigarre herunter, ohne daß er ungefragt ein Wort sprach, indem er offenbar einen eingeschlagenen Weg im stillen verfolgte. Dann konnte er wohl, aus seiner Versunkenheit aufwachend, ein liebenswürdiger Plauderer sein und dieses und jenes zum besten geben.

Waren ein paar Stunden mit Reden, Schweigen und Rauchen verbracht, so stiefelte er sich, vertauschte den Schlafrock mit dem Rock und setzte den großen schwarzen Filzhut auf: jetzt wurde „ein Lauf getan", d. h. wir steuerten einer Bierwirtschaft oder einem Zunfthaus zu und zwar selten mit bedeutenden Umwegen. Da er indessen schon damals sehr langsam vorrückte und zum Marschieren mindestens das Dreifache eines einigermaßen rüstigen Gängers brauchte, so mochte dieser „Lauf" füglich einen Spaziergang darstellen. Erst wenn er, langsam dahinschreitend, den Arm fast horizontal auf den senkrecht stehenden Spazierstock ausstreckte, fiel die Kürze seiner Leiblichkeit vollkommen ins Auge.

VII.

Auf einem solchen Gang begriffen, wanderten wir einst gemütlich durch den stillen Glanz der Herbstlandschaft dahin, als um die Krümmung des Weges mit klingendem Spiel eine Abteilung Soldaten bog. Der Dichter blieb stehen, einen freundlichen Schein über der Stirn, und wartete, bis der Letzte vorüber war. Trommel und Trompete oder der Taktschritt Marschierender zog ihn allemal ans Fenster. Von der glücklicherweise nie ganz erloschenen und seit Jahren wieder erheblich gekräftigten Freude der Schweizer an allem Kriegerischen fühlte er sich ganz beseelt und trug ein waffenfreudiges Herz, ohne als Schütze oder Fechter je eine Waffe geführt zu haben. In „Dietegen" und in der „Ursula" funkelt es überall von Harnischen und Wehren, und der dumpfe Lärm der Schlacht dröhnt gewaltig herein. Für das Jahresfest der schweizerischen Offiziersgesellschaft dichtete er 1857 ein schönes Tischlied: „Heißt ein Haus

zum Schweizerdegen", nachdem er schon im vorhergehenden Jahre die schweizerischen Kadetten mit einem Marschlied bedacht hatte. Noch im Testament äußert er sein Bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, dem Vaterlande als Wehrmann zu dienen.

Er sah streitbares Gerät und Tun mit Lust, weil er ein tapferer und beherzter Mann war, ein Ritter ohne Furcht, der sich gegen die Stürme und Nöte eines mitunter rauhen Lebens wacker wehrte und wohl schalt und murrte, aber das Klagen als eine unmännliche und nutzlose Hantierung unterwegen ließ. Hundert und tausend andere setzten gleich ihm, der einst als Freischärler auszog, das Leben für ihre Überzeugung aufs Spiel; wenige jedoch führen während eines langen Daseins für das, was sie als recht und gut erachten, einen so unerschrockenen Kampf, wie Keller ihn geführt hat. Ohne Ansehen der Person griff er mutig zu, wo er glaubte, einer Sache beispringen zu müssen, wo sich öffentliche Fäulnis auftat oder ungesunde Zustände offenkundig wurden, und bedachte sich nicht, mochte er offene oder versteckte Feindschaft gewärtigen. Obgleich er viele kränkte und verletzte und manchem den Kopf unsanft zurechtsetzte, so war

er doch von Haus aus ganz und gar kein Schimpfer oder Nörgler. Das söhnte viele wieder aus, zumal wenn sie bei tieferer Erkenntnis seiner Art oder in seinen Schriften auf den eigentlichen Grund dieses Wesens blickten und zur Einsicht gelangten, daß es ihm am Ende um die Sache und nicht um die Person zu tun war.

Tastete ihm einer das Vaterland ungebührlich an, dann loderte sein Zorn und verriet einen reichlichen Tropfen jenes Blutes, das unsere Ahnen antrieb, als sie einst einen Kriegszug ins Werk setzten, den Mann und seine Zugehörigen zu strafen, der eine Schweizermünze mit einem ehrenrührigen Namen belegt hatte. Wenig Jahre vor seinem Tod sprach in einer Bierwirtschaft, wo Keller nicht selten einkehrte, ein Ausländer wegwerfend von der Schweiz, ein starker, baumlanger Mann; da erhob sich der graubärtige, kleine Gottfried, bog das Haupt in den Nacken zurück, um dem Unbekannten unter die Augen sehen zu können, und kanzelte ihn dermaßen ab, daß dieser ohne eine Ahnung, wen er vor sich habe, kein Wort zu erwidern wußte und sich still vom Tisch wegdrückte.

Er liebte die Heimat innig, alles liebte er:

Land und Leute, Einrichtungen und Geschichte. Es kann nicht meines Ortes sein, an den goldnen Schrein seiner Werke heranzutreten und auf alle die unvergänglichen Kleinodien hinzuweisen, die er in den Ehrenschild der Schweiz eingesetzt hat; ich rufe nur sein Vaterlandslied an, das gleichsam der Psalm seines Volkes wurde: „O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb' ich dich!"

So mannhaft er Mißgeschick und schwere Fügungen auf sich nahm, er erklärte, daß er den Untergang oder die Zerstückelung der Schweiz durch fremde Mächte nicht würde ertragen können, und sprach entschieden den Vorsatz aus, mit seiner alten Pistole sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn jenes Unglück hereinbrechen sollte, das angesichts der drohenden Weltlage der letzten Jahre mitunter erwogen wurde.

Die Vorstellung, daß seine Heimat einmal nicht mehr die Stätte der Freiheit sein könnte, war ihm tödlich widerwärtig, denn er war ein geborener und von Haupt zu Fuß ein überzeugter Republikaner. Schon der Münchener Kunstjünger disputierte leidenschaftlich über Politik, und es waren die politischen Gärungen

der Vierziger Jahre im Vaterlande, die sein poetisches Talent weckten, so daß er, im Beginn seiner Künstlerlaufbahn, unversehens zum eifrigsten Parteigänger geriet, der gegen Jesuiten, Zöpfe und Sonderbund entschlossen Front machte und sich ungeteilt in den Dienst der Freiheit und des Fortschrittes begab.

Keller genoß als ein richtiger Achtundvierziger die teilweise Erfüllung all der schönen Träume und hochfliegenden Hoffnungen eines solchen, aber auch die bitteren Enttäuschungen. Als er 1855 nach einem mehrjährigen Aufenthalt aus der frostigen Dunkelkammer der deutschen Reaktion in das treibende und fortschreitende Vaterland zurückkehrte, das sich unter dem Segen der neu errungenen Bundesverfassung von 1848 fröhlich und gedeihlich entwickelte, da durchströmte ihn ein wonniges Behagen an den erfreulichen schweizerischen Verhältnissen, und „das Fähnlein der sieben Aufrechten konnte", wie er sich äußerte, „als Ausdruck der Zufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen gelten, als Freude über den Besitz der neuen Bundesverfassung. Es war der schöne Augenblick, wo man der unerbittlichen Konsequenzen, welche alle Dinge hinter sich schleppen, nicht bewußt

wird und die Welt für gut und fertig anſieht."*) Die neuen Zuſtände ſchienen ihm damals ſo vollkommen, daß er ſich gegen die begehrte Erweiterung der Bundesgewalt auf Koſten der Kantone ſträubte, indem er ſich dahin ausdrückte, die Schweiz würde nach Beſeitigung der letzteren ausſehen wie eine leergefreſſene Schüſſel. Bald nachher wurde er freilich ein entſchiedener Anhänger der Zentraliſation, in der er ein unbedingtes Erfordernis für das Heil des Vaterlandes erblicken lernte.

Noch ſaß er nicht manches Jahr auf dem Staatsſchreiberſtuhl, den er 1861 erhielt, ſo geriet die liberale Partei des Kantons Zürich, der er angehörte, ins Wanken und wurde von den Demokraten hinweggefegt. Dabei handhabten einige der ſiegenden Gegner beim Sturm neben den guten Gründen und gerechtfertigten Anklagen eine ſo maßloſe und der Maßloſigkeit entſprechend wirkſame Verleumdung öffentlicher und privater Perſonen und Verhältniſſe, daß Keller in einem entrüſteten Gedicht „Die öffentlichen Verleumder" dieſem Unweſen auf

*) Chronik der Gemeinde Neumünſter. Herbſt 1889.

den Leib rückte und das Ölweib im „Verlorenen Lachen“ als den Typus desselben hinstellte und brandmarkte.

Die späteren politischen Erfahrungen waren nicht geeignet, seine Stimmung zu heben. Der gegen den Schluß seines Lebens erschienene „Martin Salander“ zeigt nur zu deutlich, wie sehr aus dem hoffnungsfreudigen Fortschrittsmann ein ernüchterter und beinahe skeptischer Beurteiler der Zustände geworden war. Der doktrinäre Optimist, den er im „Salander“ belächelt, ist niemand anders als er selber, nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter seine Anschauungen im Lauf der Jahre gründlich korrigierte, während der Held des Romans sie beibehält.

Was ihn bekümmerte und erzürnte, war die Verschlechterung des Materials „der Ober-, Mittel- und Unterstreber“, der Einfluß und die Gewalt der Demagogen, nicht die Wünsche der Fortschreitenden und die Erweiterung der Volksrechte, die er fast ausnahmslos begrüßte. Denn so sehr ihn die üble Wendung im politischen Gebaren weiterer Kreise stutzig gemacht hatte, so hielt er doch das schlimme Treiben nur für eine Art von vorübergehender Trübung und

Verdunkelung, wovon der innerste Kern der Bevölkerung unberührt geblieben sei, wie denn der Dichter als weiland Pfadläufer der Romantik sich nie völlig von einer etwas mystischen Vorstellung des Volkes frei machte. Er stellte die, wie er meinte, bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen eingerissene Verwilderung neben die Zuchtlosigkeit der Schweizer nach den Burgunderkriegen und leitete den politischen Niedergang unserer Vorfahren fälschlich aus jener Zuchtlosigkeit her, während er doch mit dem Mangel eines Staatsgedankens zusammenhing. Er betrachtete die Mißstände in seiner Nähe gleichsam als die Folgen einer vorübergehenden sittlichen Störung, weniger, wie gesagt, des Volkes, als einzelner, ohne daran zu denken, daß diese Störung einigermaßen den neuen Institutionen und dem Jagen nach denselben entspringen könnte. In einem kleinern politisch-satirischen Kranz von Gedichten, „Nacht im Zeughaus", deutet er ebenfalls auf die Hauptschäden des Landes hin, die er alle nur auf sittlichem Gebiete glaubte suchen zu müssen: Schwätzerei, Verleumdung, Neid, Eigenruhm usw. Wie die meisten Achtundvierziger besaß er für die praktisch wirksamen Faktoren der Politik

ein weit weniger lebhaftes Verständnis als für die ethischen Momente.

Es fiel ihm auf, daß dieser Zyklus in der Schweiz so gut wie unbeachtet blieb. Sonst verwunderte er sich über die Wirkungslosigkeit seiner politischen Gedichte und des „Salander" nicht; allein es tat ihm weh, alle die Schäden im Vaterlande, die ihm gar zu dunkel erschienen, machtlos ansehen zu müssen, und es gehörte zu den Bitternissen seines sinkenden Lebens, daß sich, wie ihn bedünkte, eine Wendung zum Guten nicht zeigen wollte. Wie Albrecht von Haller, der in jungen Jahren sein Vaterland vor ganz Europa gerühmt, als alter Mann die gepriesene Sitteneinfalt der Älpler schwinden sah, so war, nachdem er seiner Heimat hohes Lob gesungen, Keller gezwungen, manchen schönen Traum fahren zu lassen und vieles Gute fallen zu sehen. Das ging ihm um so näher, als er, der sein Vaterland nicht blind liebte, immer munter und wachsam auf der Warte stand, wobei ihm dann bald unter den Rotten der Widersacher, bald unter den Gezelten der eigenen Partei etwas unangenehm in die Augen stach. Nachdem der „Salander" erschienen war, fabelte eine gegnerische Zeitung,

Keller habe mit dem Zwillingspaar Weidelich gewisse Anhänger seiner eigenen Partei gezeichnet. Da brauste er auf: „Den Kerl will ich wie einen toten Hühnerweih ans Scheunentor nageln!“ Aber seiner Abneigung gegen persönliche Veröffentlichungen folgend, setzte er die gespitzte Feder wieder ab und würgte seinen Zorn hinunter, wie noch so manchen Ärger, dem er bloß im Gespräch mit Freunden Luft machte.

Mochte er auch überzeugt sein, daß es anderwärts in der Welt nicht besser, sondern meist noch schlimmer zugeht als bei uns, das ist gewiß, die innerpolitischen Zustände vergällten ihm manche Stunde. Indessen entschwand ihm die Hoffnung nie völlig, denn in diesen Kümmernissen glänzte ihm ein helles und stetes Licht, die Zuversicht auf das junge Geschlecht, das er in Arnold Salander verkörperte, ein Geschlecht, welches die Utopien der Väter zum alten Eisen werfen sollte, damit es vorurteilsfrei an den Staat und seine Aufgaben heranzutreten befähigt sei. Als er einmal nachts dem Thaleck zuwanderte, erkannte ihn ein Trüpplein des Wegs daherziehender Gymnasiasten, die ihrer Verehrung unverweilt dadurch Ausdruck

verliehen, daß sie sein Vaterlandslied anstimmten. Das gefiel ihm ausnehmend wohl, eben weil es die Jungen waren. Er stellte seinen Stock vor sich hin und hielt ihnen eine kurze Standrede, die in der Ermahnung gipfelte, allzeit des Vaterlandes eingedenk und gute Bürger zu sein.

VIII.

Den Dichter bewegten die sittlichen Momente im Handel und Wandel des politischen Lebens so stark, er bemaß und prüfte sie so sorgfältig, weil er selber eine im höchsten Grade sittliche Natur war, die das Moralische aus innerstem Bedürfnis forderte. Freundlichkeit des Herzens oder Menschenkenntnis drückten ihm wohl da und dort die Augen zu; aber gewisse moralische Mängel widerten ihn mit solcher Macht an, daß der unbesiegliche Abscheu dagegen früher oder später die Schranken der Weltklugheit und beabsichtigten Zurückhaltung zu durchbrechen pflegte. Gelangte er zur Überzeugung: „Der hat kein Herz!" dann verwehrten ihm selbst gemeinsame Neigungen, bedeutende Verdienste und Begabung eine innere Gemeinschaft auf die Dauer, und er zog den Verkehr mit einem Alltagsmenschen, der das Herz auf dem rechten Flecke trug, der Gesellschaft eines

klugen Herzlosen vor, in dessen Nähe und Umgang er sich unbehaglich fühlte.

Lüge und Unwahrheit widerstrebten ihm in seltenem Maße. Selbst landläufige Komplimente, die jeder ruhig austeilt und einsteckt, erschienen ihm leicht als eine Art von Beleidigung, zumal wenn sie ihm ins Gesicht gesagt wurden, und er selbst spendete auch in liebenswürdiger Stunde ein Lob kaum gegen seine Überzeugung. Man darf sogar so weit gehen, zu sagen, daß man unter Hunderttausenden nicht einen Mann von so großer Wahrhaftigkeit finden wird, wie er war.

Er besaß ein lebhaftes, unerschütterliches Pflichtgefühl, das er für seine Person durch seine staatsschreiberliche Amtsführung am besten erwies. Was ich über diese seine amtliche Stellung, aus den besten Quellen schöpfend, Wissenswertes gefunden habe, stelle ich hier zusammen.

In der Heimat, wo Mutter und Schwester mit dem 1855 aus Berlin mittellos Zurückgekehrten ihr weniges teilten, stand zunächst eine Erleichterung durch literarische Taten nicht zu erwarten, da seinen Werken nur ein sehr beschränkter Kreis von Lesern zufiel und die

Kritik entweder hinter dem Berge hielt oder unbedeutende Dinge zutage förderte, den einzigen Auerbach abgerechnet. Vielleicht weil der äußere Erfolg sich nicht einstellte, vielleicht weil er sich in gewissem Sinne ausgeschrieben hatte und den Segen der reifenden Zeit über seine Entwürfe gehen zu lassen begehrte: er brachte nichts Größeres fertig, und die Mißstände einer finanziell gedrückten Lage wuchsen immer mehr, so daß die Freunde sich nach Hilfe umsahen. Sie gedachten ihn an der Zürcher Hochschule mit einer Professur für deutsche Literatur zu versorgen. Da er aber, wie das Gesetz es forderte, zuerst Privatdozent hätte werden müssen, so ging man von diesem Wege ab, der allzu langsam zum Ziele führte. Plötzlich tat sich ein Tor auf: die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich wurde frei. Unter einem Kleeblatt besonders hilfreicher und werktätiger Genossen geriet man auf den Gedanken, Keller hier unterzubringen, worauf sich die drei mit ihm besprachen und ihn zur Anmeldung bewogen. Sie verteilten die Rollen und stimmten einzelne Mitglieder des Regierungsrates zugunsten des unerwartet aufgetauchten Kandidaten, dem nicht nur der Mitbewerb einer tüch-

rigen Kraft hinderlich schien, sondern auch eine ganze Mythenbildung von Trink- und Becherschnurren, die damals in Zürich noch bekannter waren als das Lorbeerreis des Poeten. Indessen, die Sache gelang, Keller wurde am 14. September 1861 mit fünf gegen drei Stimmen gewählt, am 21. beeidigt und bezog die Amtswohnung mit Schwester und Mutter, die nun endlich ihren Sohn geborgen sah — freilich nicht mehr lange, denn sie segnete das Zeitliche drei Jahre später.

Der Dichter konnte gehörig unwirsch werden, wenn er in Beschreibungen seines Lebens, die sich namentlich über der Neige seiner Tage häuften wie sinkendes Herbstlaub, zu lesen bekam, er sei im heimischen Dienst allmählich zum ersten Staatsschreiber aufgerückt, er habe in Berlin einige Semester dem Studium der Rechte obgelegen und dergleichen mehr. Tatsächlich war ihm vor der Anfrage der Freunde selbst im Traum nicht der Gedanke an diese Stellung aufgestiegen, die früher vornehmlich von Juristen begehrt und als Brücke zum Sessel eines Regierungsrates oder gar zum Thron des Bürgermeisters beschritten wurde, wie z. B. von Alfred Escher, dem Schöpfer der Gotthardbahn.

Bis zum Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, als die Schweiz noch einen Staatenbund bildete, umkleidete die Staatsſchreiber von Zürich, Bern und Luzern ein gewiſſer Glanz vor dem geſamten Volk der Eidgenoſſen, da dieſe Kantone zugleich Vororte der Tagſatzung waren und der betreffende Staatsſchreiber als Protokollführer dieſer Verſammlung amtete, die Wohl und Wehe des vielgliedrigen Verbandes beriet. Obwohl nun ſolchen Schimmers längſt verluſtig, ſtellte ſich die Zürcheriſche Staatsſchreiberſtelle doch noch als ein, nach Schweizer Verhältniſſen und Maßſtäben, anſehnliches Amt dar und barg vor allem die Tugend, auf die es hier ankam: ſie nährte und erhielt ihren Inhaber; ſie gewährte freie Wohnung, Licht und Holz und fünfundvierzig Prozent Sporteln, die mit dem feſten Gehalt von 1750 Franken ein Jahreseinkommen von etwa 6000 Franken ergaben.

Warm und geborgen lag nun der Dichter wohl, aber ruhig lag er nicht. Noch heute füllen die Aufgaben des Staatsſchreibers das Tagewerk eines rüſtigen Mannes, und vor drei Jahrzehnten, wo die Kantone der jetzt ungleich mehr erſtarkten Bundesgewalt noch ſelbſtän-

diger gegenüberstanden und an ihrer Statt vieles erledigten, dem Staatsschreiber überdies manche Bürde auflag, die jetzt von den Sekretären der verschiedenen Direktionen oder Departements getragen wird, mußte er sich rechtschaffen tummeln, wollte er allen Obliegenheiten gebührend nachkommen. Der betreffende Paragraph des Gesetzes von 1850 besagt, das Sekretariat des Regierungsrates werde von zwei Staatsschreibern versehen, die auf eine Amtsdauer von vier Jahren durch den Regierungsrat gewählt werden. Der erste Staatsschreiber ist zudem Sekretär der Direktion der politischen Angelegenheiten; ihm steht die Oberleitung der Staatskanzlei und ihres Rechnungswesens zu. Im übrigen verteilt der Regierungsrat die Geschäfte auf die beiden Staatsschreiber. (Der zweite wurde 1871 durch einen Kanzleisekretär ersetzt.) Fällt die Wahl eines Sekretärs des Großen Rates auf den Staatsschreiber, so ist er zur Annahme verpflichtet.

Gemäß diesen Vorschriften gestaltete sich die Sache für Keller folgendermaßen: ihm lag ob die Führung der regierungsrätlichen Protokolle, die Abfassung von Missiven an den Bundesrat und die Kantonsregierungen, die Redaktion

der regierungsrätlichen sowie der von der sogenannten Rekurskommission gegen einzelne Direktionen gerichteten Anträge; sodann versah er das Sekretariat der politischen Angelegenheiten und dasjenige des Kantonsrates oder Großen Rates, das ihm bis zum Jahre seines Austrittes jeweilen übertragen wurde. Er hatte ferner Pässe, Wanderbücher und Heimatscheine zu unterschreiben, ebenso Apothekerpatente, Metzgerrechte, Wasserrechte usw. Beispielsweise expedierte die Staatskanzlei im Jahre 1874 nicht weniger als 438 Pässe ins Ausland und 508 Wanderbücher; beglaubigt wurden von ihr 27 Pässe für das Innere der Schweiz, 216 Reiseausweise, 1988 Heimatscheine, 846 Zeugnisse usw. Zeitraubend war auch die Durchsicht der jährlichen Rechenschaftsberichte aller Direktionen samt Anfertigung des Registers. Es gibt wohl keinen Dichter, der seinen Namen so oft unterzeichnete wie Keller: annähernd zweimalhunderttausendmal wird er es getan haben; auch dürfte keiner je soviel Manuskripte angefertigt haben: allermindestens zweihundert Bände, im Format seiner Werke gerechnet, liegen noch in den Archiven.

Keller bemerkt irgendwo, seine Wahl sei im

Verhältnisse zu den für und gegen ihn gefallenen Stimmen gebilligt und getadelt worden. Diese Anschauung des Beteiligten, dem vermutlich mehr die Äußerungen der Wohlgesinnten und Freunde zu Ohren gelangten als die Meinungen eines weiteren Kreises, kann sich vor der Tatsache nicht behaupten, daß man dem Poeten keine Ausdauer bei den Aktenbündeln zutraute und daß selbst die Nächststehenden der Entwicklung des staatsschreiberlichen Gebarens mit geteilter Zuversicht entgegenblickten. Allein sobald er einmal den rechten Boden gefunden, schoß der Keim der bürgerlichen Tüchtigkeit, der in seiner Seele lag, zur schönsten Saat empor, und es geschah, was selbst der Hoffnungsreichste nicht erwartet hatte: Keller wurde nach dem Urteil des eidgenössischen Kanzlers Schieß, eines in jeder Beziehung vorzüglichen Beamten, der beste, pünktlichste Staatsschreiber der ganzen Schweiz. Er arbeitete sich rasch in die Geschäfte hinein, erledigte alles vorweg und befliß sich der Ruhe, Besonnenheit und Ordnung, vom guten Stil gar nicht zu reden. Nicht selten hielt ihn die Arbeit bis in die Nacht hinein fest, und an trüben Sonntagen saß er oft so unverdrossen zu Hause, daß er Montags früh,

in seinen Schlafrock gehüllt, ein ganzes Büschel von Missiven zu den Kanzlisten hinunterbrachte.

Die Staatskanzlei befand sich nämlich damals im heutigen „schweizerischen Antiquariat", oben an der Kirchgasse: im Erdgeschoß war ein Teil des Archivs geborgen, im ersten Stock hausten die Kanzlisten und der zweite Staatsschreiber, darüber lag die Amtswohnung und das Bureau des ersten. Hier standen vom anbrechenden Sommer bis zu den Herbststürmen immer Rosen auf dem Schreibtisch, die er in dem zur Staatsschreiberei gehörigen Garten zog, und neben der bevorzugten Blume fehlte auch das Lieblingstier nicht, die Katze. Sie lagerte mit Vorliebe auf den Papieren des Herrn Staatsschreibers, und ließ sie sich gerade auf einem für ihn unbequemen Fleck nieder, so mußte schon etwas Dringliches vorliegen, bis er sich entschloß, sie zu vertreiben. Einmal übergab er einem Kanzlisten lachend einen Bogen zur Reuschrift, der beim Wochenbettchen der geliebten Gesellschafterin nicht ganz heil davongekommen war.

Hinter den mitunter wolkigen oder rauhen Stimmungen des Vorgesetzten witterten die Untergebenen unschwer das Wohlwollen, das

ihn antrieb, wo er Not sah, aus eigenen Mitteln zu helfen, obwohl diese ziemlich karg waren, da er erst nach fünf Jahren Staatsdienst, nach Abtragung seiner Schulden, Vermögen zu versteuern hatte. Anläßlich eines Festes erschien er eines Nachmittags und jagte die Kanzlisten in drolliger Weise mit der Aufforderung fort, das schöne Wetter zu genießen und etlichen Flaschen den Hals zu brechen, zu welchem Behufe er ein Goldstück spendierte. Nur das wollte sie bedünken, der Hagestolz halte, wenn Überschüsse zu verteilen waren, infolge unzureichender Schätzung dessen, was ein armer Kanzlist mit seiner Familie brauche, sein Absehen zu sehr auf den Vorteil der Staatskasse gerichtet. Aber der Staat ging ihm allezeit voran, wie er in edelster Weise in seinem Testament bewies.

Das auslaufende Jahr 1868 samt dem beginnenden folgenden bescherte den Zürchern eine Änderung der Verfassung und, solange diese im Werk war, ihrem Staatsschreiber eine drückende Zulage zu seiner Amtsbürde, da er als Schriftführer sowohl des ganzen Verfassungsrates als des fünfunddreißigköpfigen Ausschusses oft von einem Tag zum andern umfängliche Protokolle

von sehr substantieller Beschaffenheit anzufertigen hatte, so daß er mehrmals, wenn er nach dem Nachtessen einen bescheidenen Schoppen getrunken, bis um Mitternacht die Feder nicht ruhen ließ.

Nach diesen Mühen mochte ihm die Feier seines fünfzigsten Geburtstages doppelt behagen, die ihm die dankbare Vaterstadt mit einer Zurüstung und einem Glanz bereitete, wie sie noch keinem schweizerischen Dichter geboten wurden. Auf eine Anregung aus Studentenkreisen taten sich eine Reihe zürcherischer Vereine zusammen, brachten ihm am Abend des 19. Juli mit Musik und wehenden Fahnen vor dem Hotel Baur einen Fackelzug und sangen zwei seiner Lieder, die Baumgartner in Musik gesetzt hatte, das unvergängliche „O mein Heimatland, o mein Vaterland" und „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen". Nach der Ansprache eines Studenten*), der den ersten Anstoß zur festlichen Begehung des Tages gegeben, hielt Keller eine kleine Rede, worin er Rückkehr zur Poesie verhieß, nicht ohne schalkhaft zu bemerken, es sei kein

*) Es war der spätere Professor Julius Stiefel, der in der Studentenverbindung Zofingia zuerst überhaupt die Feier angeregt.

Wunder, wenn, in Ansehung seiner Jahre, seine Muse alsdann einem ältlichen Frauenzimmer gleichsähe, eine Befürchtung, die freilich grundlos genug war. Auch erklärte er in tiefer Bescheidenheit, wie überraschend ihm die Ovation sei, und beanspruchte die ihm erwiesene Ehre zugleich für den drei Jahre vorher verstorbenen Freund Baumgartner. Darauf führte ein vierspänniger Wagen den Dichter zum Bankett in die Tonhalle. Noch ehe die Becher des Kommerses erklangen, bestieg der Historiker Georg von Wyß die Rednerbühne und ernannte im Namen der Universität Zürich den Jubilar unter hallendem Zuruf der Versammelten zum Ehrendoktor, worauf der damals eben ins Amt getretene Erziehungsdirektor Sieber — von ihm, nicht von der Hochschule, war der Gedanke an eine Verleihung des Doktorhutes ausgegangen — die pädagogisch-ethische Seite in Kellers Schriften, namentlich unter Hinweisung auf Frau Regula Amrain, preisend schilderte und ihm eine im Sinne dieses Lobes gehaltene Anerkennungsurkunde überreichte. Auch Johannes Scherr erhob ihn und schön vor allen Gottfried Kinkel. Keller selbst ergriff das Wort, ging später an den langen Tischen auf und nieder,

den zu seiner Feier Herbeigeströmten anmutig und freundlich dankend, und blieb in frohem Gespräch bei der Runde sitzen, bis der Morgen graute.

Stuttgarter Sänger, bei der „Zürcher Harmonie" auf Besuch weilend, verschoben ihre Heimreise in ziemlicher Anzahl, um sich an dem Feste zu beteiligen, so daß durch eine hübsche Fügung Deutschland und die Schweiz am Ehrentag des Dichters einträchtig zusammenstanden. Sonst freilich ging die Feier an dem großen Bruderstamm unbemerkt vorbei; denn Kellers Ruhm war damals jenseits des Rheines noch im Munde Weniger. Aber indem er gerade zu Anfang der siebenziger Jahre mächtig zu wachsen begann, mochte er dem Dichter den sichern Ausblick eröffnen, sich leichter als früher mit der Feder durchzubringen, zumal ihm ein bescheidener Sparpfennig den Rücken deckte. Auch stimmte er in manchen Dingen mit der neuen politischen Richtung, die im Kanton Zürich zur Herrschaft gelangt war, durchaus nicht überein, und nicht etwa aus persönlichen Gründen, denn sie anerkannte ihn; er polemisierte zwar nicht, schickte sich in alles und beschränkte sich darauf, seinem Groll nur bei wenigen Vertrauten

Luft zu machen und bei seinen Überzeugungen zu verharren. Aber vor allem war es das Heimweh nach der Poesie, das ihn allmählich antrieb, die Fesseln des Amtes abzuwerfen. Er nahm seinen Abschied im Jahre 1876, worüber in den Verhandlungen des Regierungsrates vom 8. Juli sich folgendes aufgezeichnet findet: „Nachdem Herr Staatsschreiber Dr. Gottfried Keller sein letztes Protokoll verlesen, werden ihm namens des Regierungsrates seine fünfzehnjährigen Dienste vom Präsidium warm verdankt." Die Regierung veranstaltete zur Feier seines Austritts einen Schmaus und verehrte ihm einen silbernen Becher. So schied er in Minne.

Er hatte zwar während seines amtlichen Wirkens die — übrigens schon in Berlin entworfenen — „Sieben Legenden" und den zweiten Band der „Leute von Seldwyla" veröffentlicht und gerade durch seine Stellung eine Fülle von Beobachtungen in die Hand bekommen, die er später mit Vorteil namentlich im „Martin Salander" verwertete. Aber im ganzen verlor er doch diejenigen fünfzehn Jahre des Lebens, die man als die kräftigsten und jeglichem Schaffen förderlichsten anzusehen gewohnt ist, und es

mögen ihn manchmal über den Akten die schönen Geister seiner herrlichen Gestalten heimgesucht und um Befreiung gefleht haben. Darf man wohl annehmen, daß er die Hemmung in ihrer ganzen Stärke empfand, so ließ er doch nie eine Klage laut werden; denn er fühlte neben der — im Laufe aller fünfzehn Jahre nur ein einziges Mal durch einen Urlaub erleichterten — Last auch den Segen einer gebundenen und geordneten Tätigkeit und sah mit jener Ruhe und Gelassenheit in die Zukunft, die seine Helden so oft auszeichnet. Er konnte das unruhige Drängen anderer, namentlich jüngerer Dichter, das Sperren und Ausschlagen gegen ein Amt mit scharfen Worten verurteilen, wozu er freilich, wenn Einer, das Recht besaß, weil er selbst so tapfer auf dem Posten geblieben war. Im allgemeinen hielt er die Verbindung der poetischen mit irgendeiner anderen, ihr möglichst fremden Tätigkeit für förderlich, weil der dadurch ermöglichte Wechsel dem Künstler die Unbefangenheit wahre. Er empfahl dem Poeten Amt und Stellung auch aus dem Grunde, damit er nie aus Not vorzeitig auf den Markt treten oder ums Brot fronen müsse. Wohl wissend, wie leicht zumal kleinere Talente in

Schwierigkeiten und inneren Zwiespalt zwischen Kunst und Erwerb geraten, und auch aus Widerwillen gegen jeden Dilettantismus war er leicht geneigt, vom Poetenstande abzuraten, und konnte jenes „unselige Aufstacheln" zur Kunst, wie er es im „Grünen Heinrich" nennt, nicht ausstehen.

Nachdem er selbst den erwähnten Nöten nur durch Preisgabe seiner Muße hatte entrinnen können, wollte er doch den unwiederbringlichen, hohen Einsatz nicht als einen zu kostbaren angesehen wissen und sprach sich daher, dem gefallenen Lose die gute Seite abgewinnend und sich mannhaft und dankbar ins Gegebene fügend, in einem bald nach seinem Amtsaustritt entstandenen Lebensläufchen folgendermaßen über sein Staatsschreibertum aus:

„Aus der amtlichen Schreibstube, die ich fünfzehn Jahre bewohnt habe, bin ich vor kurzem in die andere, die literarische, zurückgekehrt. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Kantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rat, dem poetischen Dasein eine sogenannte bürgerlich solide Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicherweise war es aber weder eine ganze noch eine halbe Sine-

kure, so daß keine von beiden Tätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde.

Als die alte Republik Zürich mir das Amt ihres Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblick in den Geschäften tummeln, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit hat einmal stattgefunden, ihren Dienst getan und kann nun wieder mit einer anderen ungeteilten Existenz vertauscht werden."

Im Pflichtenheft des Staatsschreibers stand auch die Abfassung des regierungsrätlichen Mandates für den eidgenössischen Bettag. „So oft", sagt Keller, „kein 'leitender Staatsmann' in der Behörde saß, der die Lust verspürte, seinen Stil an der besagten Kundgebung zu versuchen, so wurde die Sache eben kurzweg der Staatskanzlei übertragen . . ." Keller hat schon vor 1869 die streng konfessionelle Sprache aus denjenigen Entwürfen verbannt, die ihm für fragliche Kundmachungen übertragen wur-

den, und da durch den Wegfall der bezüglichen Gemeinplätze die Redaktion allerdings schwieriger wurde, so war das vielleicht mit ein Grund, daß die Regierung den Erlaß von Bettagsmandaten ganz aufgab und von anderen Kantonen sofort nachgeahmt ward. Es war der Kirchenrat, an den die Sache überging.

Wie die anderen regierungsrätlichen Erlasse und Bekanntmachungen, wurden auch Kellers Bettagsmandate im „Zürcherischen Amtsblatt" publiziert, allein zum Teil stark überarbeitet, je nach dem persönlichen Geschmack der „leitenden Staatsmänner" oder aus anderen Gründen.

Wir lassen hier eine Probe aus dem von Bächtold im Nachlaßband nach der Originalhandschrift mitgeteilten Stücke (1862) folgen:

„Mitbürger! Wenn in ernster Feierstunde sich jeder von euch fragen wird: Welches ist mein innerer und sittlicher Wert als einzelner Mann, welches ist der Wert der Familie, welcher ich vorstehe? so stellt er sich diese Fragen, zum Unterschied von den übrigen Festtagen unserer Kirche, vorzugsweise mit Beziehung auf das Vaterland und fragt sich: Habe ich mich und mein Haus so geführt, daß ich imstande bin,

dem Ganzen zum Nutzen und zur beſcheidenen Zierde zu gereichen, und zwar nicht in den Augen der unwiſſenden Welt, ſondern in den Augen des höchſten Richters? Und wenn ſodann alle zuſammen ſich fragen: Wie ſtehen wir heute da als Volk vor den Völkern und wie haben wir das Gut verwaltet, das uns gegeben wurde? ſo dürfen wir nicht mit eitlem Selbſtruhm vor den Herrn aller Völker treten, der alles Unzureichende durchſchaut und das Glück von ehrlicher Mühewaltung, das Weſen vom Scheine zu unterſcheiden verſteht . . .
Gemäß der Bitte jenes reinen und unvergänglichen Gebetes: 'Gib uns heut unſer tägliches Brot!' haben noch alle Mandate das Land zum Dank für das Gegebene, für den Segen des Jahres, und zu Geduld und Vertrauen in Zeiten der Sorge und des Mangels aufgefordert. Es iſt nicht an der Zeit, heute dieſe Bitte zu vergeſſen, und ſchon können wir mit der Bitte auch den Dank verbinden; denn die Ernten ſtanden in goldenem Segen. Aber mehr noch, als die ſchweren Gewitter, welche in eilender Folge über viele Täler zogen, mahnt ein finſterer Schatten menſchlichen Unglückes, welcher ungeſehen und unheimlich mitten durch

unseren Wohlstand schreitet, den empfangenen Segen zu Rate zu halten und zu wachen, daß uns zum Wiedergeben etwas übrig bleibe. Denn noch nie ist der Tagesfrieden so häufig aufgeschreckt worden durch gewaltsamen Untergang von Verlassenen, durch Taten der Verzweiflung; noch nie haben die klaren Fluten unserer Seen und Ströme so oft die Opfer der Not in sich aufgenommen, wie in diesem schwülen, von Festgesängen und von den Donnerschlägen des Himmels widerhallenden Sommer.

Über das Weltmeer her dröhnt das wildeste Kriegsgetöse, dasjenige eines mörderischen Bruderkrieges, in unseren Ohren und berührt nicht nur allzu nah die tägliche Sorge von Tausenden unserer Mitbürger, sondern trifft auch mit eherner Mahnung unser vaterländisches Herz. Dort haben vor erst achtzig Jahren wahre Weise und Helden die größte und freieste Republik der Welt gegründet, eine Zuflucht der Bedrängten aller Länder. Die unbeschränkteste Freiheit, die beweglichste Begabung in Verkehr und Einrichtung, in Erfindung und Arbeit aller Art, ein unermeßliches Gebiet, zu deren Betätigung, ohne einen freiheitfeindlichen und mächtigen Nachbar an irgendeinem Punkte der

weiten Grenzen, sehen wir den großen blühenden Staatenbund jetzt in zwei Teile zerspalten, die sich wie zwei reißende Tiere zerfleischen. Und welches ist die unerhörte Gewalt, die solches bewirkt? Es ist die in Geiz verwandelte Bitte um das tägliche Brot, es ist der Streit um Gewinn und irdischen Vorteil, der unter dem Vorwande ökonomischer Notwendigkeit die ältesten und ersten Grundzüge christlicher Weltanschauung verleugnet und in Strömen Blutes erstickt.

Angesichts eines solchen Schicksales werden wir, liebe Mitbürger, am eidgenössischen Bettage mit der Bitte um das tägliche Brot die Bitte vereinigen: 'Laß unser Vaterland niemals im Streite um das Brot, geschweige denn im Streite um Vorteil und Überfluß untergehen!'

Wenn ihr so das Wohl des Vaterlandes und die Erhaltung seiner Ehre und Freiheit vom Himmel erfleht, so gedenket auch der Völker, welche zur Stunde in heißem Fieberkampfe mit den Feinden ihrer Freiheit ringen, und gedenket der kranken Schwester über dem Meere, welche so viele eurer Brüder in ihren Reihen zählt!

Möge am 21. Herbstmonat unsere Landeskirche in ihren einfachen Räumen ein einfach

frommes, hellgesinntes Volk vereinigen! Möge aber auch der nicht kirchlich gesinnte Bürger im Gebrauche seiner Gewissensfreiheit nicht in unruhiger Zerstreuung diesen Tag durchleben, sondern mit stiller Sammlung dem Vaterlande seine Achtung beweisen!"

Wären seine dichterischen Werke vergangen und versunken und bestänben nur diese Bettagsmandate noch, sie würden ganz allein ein helles Licht auf den Hort bürgerlicher und sittlicher Tüchtigkeit werfen, den der seltene Mann im Busen trug. Bei der Abfassung dieser Proklamationen begnügte er sich nicht damit, die hergebrachten Ansprachen kraft seiner vorzüglichen Schreibart aufzubessern; während seine Vorgänger, jeder nach den ihm verliehenen Gaben, es dabei bewenden ließen, die langehin üblichen Karten neu zu mischen, soweit das in dem engen Rahmen der räumlich beschränkten und inhaltlich traditionellen Kundgebung anging, trat der Dichter mit seiner ausgeprägten Persönlichkeit in diese knappe Umspannung. Nicht eine Linie gab er von seiner Eigenheit preis, schrieb nicht leicht eine Zeile, zu der er nicht mit ungeteilter Überzeugung hätte stehen können,

und verschmähte es, das geringste rednerische Kunstmittel anzuwenden oder nach einer Phrase zu greifen, die ihm den Erfolg gesichert hätte. Vielmehr sind seine Mandate nach ihrem Wortlaut wie durch ihr bloßes Vorhandensein eine scharfe und unerbittliche Kriegserklärung gegen die Phrase im politischen und bürgerlichen Leben. Ihre künstlerischen Vorzüge ganz unangesehen, ruft er mit Wärme ohne Leidenschaftlichkeit, mit höchster Einfachheit, mit gehaltenem Ernst und schlichter Würde nach dem innern Gehalt und erhebt als Erstes die ethische Tüchtigkeit. Ihn durchdringt mit aller Macht die Überzeugung, daß jeglicher staatliche Fortschritt, ja die Existenz des Vaterlandes und die Berechtigung zu ihr nur auf der rein menschlichen Vervollkommnung des einzelnen Bürgers beruht. Hand in Hand mit dem tiefen Danke für errungene Güter und abgewendetes Mißgeschick geht immer der Hinweis auf die Pflicht gegen das irdische Vaterland, das er über alles liebte.

Und das vorab krönt ihn am meisten, daß er die von anderen geforderten Tugenden im Dienste seiner Heimat aufs Genaueste und Ernstlichste selber übte.

IX.

Wie den amtlichen, so kam er auch den kleinsten privaten Verpflichtungen peinlich nach, ohne Pedanterie, denn er war kein Philister oder Ordnungsmensch. Er fühlte sich von Richard Wagner abgestoßen, weil dieser, ein großer und berühmter Herr geworden, der materiellen Hilfe seiner Zürcher Freunde sich nicht mehr erinnerte. Auch sonst wollte Keller von einer bevorzugten Stellung des Genies nichts wissen und trat jeder künstlerischen Ungebundenheit mit der herben Strenge des wackeren Kleinbürgers entgegen, der das Herz auf dem rechten Flecke trägt.

Der Haß gegen Streber jeder Sorte erlosch nie in ihm und füllte wesentlich den kämpferischen Teil seiner Lebenstage. Wer durch strebersche Mittel Gut, Stellung oder Namen an sich riß, den betrachtete er instinktiv als einen Frevler an der Gerechtigkeit, der einen verdienten Mann um das Seine gebracht habe. Namentlich war

er auch denen abhold, die, um vorwärts zu kommen, unklare, überstürzte Ideen aushecken und ausposaunen, ohne die vielleicht verwirrende und verderbliche Wirkung eines solchen Tuns hinreichend zu bedenken; die „unreifen Teufel", die weniger von selbstsüchtigen Beweggründen zu derartigen Schritten verleitet werden, als vom Wunsche, die Welt zu beglücken, warf er übrigens als schädliche Gesellen in den gleichen Topf mit jenen.

Den Genossen seiner eigenen Zunft sah er doppelt scharf auf die Finger. Wenn Schriftsteller, namentlich junge, die sich noch nicht über eine schöpferische Ader gehörig ausgewiesen hatten, Zeitschriften gründeten und Anthologien zusammenbrauten, um eine literarische Hegemonie zu erlangen, dann mochten sie sich vorsehen, sobald sie an seine Türe pochten. Es gewährte ihm eine grimmige Freude, solche „Dichterhalleriche", wie er sie im Hinblick auf die verschiedenen Dichterhallen taufte, mit langer Nase abziehen zu lassen.

Er für sich huldigte einer völligen Enthaltsamkeit von den ihm mißliebigen Dingen. Seit der Mitte seines Lebens schrieb er, mit ganz geringen Ausnahmen, grundsätzlich keine Rezen-

sionen über Gedichte, Novellen und Romane Lebender, weil seine Schöpfungen der gleichen Gattung angehörten, und hielt an diesem Vorsatz auch dann fest, wenn er einer jungen Kraft die Bahn gerne geöffnet hätte. Daß er selbst keine Anzeige seiner Sachen anregte oder den Wunsch danach andeutete, braucht kaum noch gesagt zu werden. Das lief schon seiner strengen und reinen Auffassung von der Kunst zuwider, die sich mit den Jahren zusehends und bis zur Starrheit steigerte. Als ihn der Leiter einer angesehenen deutschen Zeitschrift um Photographie und Autograph anging, womit er eine zum siebzigsten Geburtstag des Dichters geplante Gottfried Keller-Nummer zu zieren dachte, lehnte er den Wunsch ab und erklärte einem Freunde, er habe sich fast ein halbes Jahrhundert abgemartert, um seinen Poetennamen blank zu erhalten, und wolle darum von solchen Dingen nichts wissen. Ich sah ihn bald darauf. Er lenkte das Gespräch zornig auf diesen Vorfall. „Da soll man wie ein wildes Tier vorgeführt werden und seine Sprünge und Tänze machen, und dann kommt ein anderer mit dem Stecklein, stößt durchs Gitter und erklärt das Tier." — „Ich hatte das erklärende Sprüch-

lein schon geschrieben, als mich die unerwartete Absage der Redaktion traf," erwiderte ich. Da lächelte er und war besänftigt. „So, so, Sie also wollten mich mit dem Stecklein erklären!"

Was irgendwie nach Berechnung und Spekulation auf einen Mitmenschen aussah, lag Gottfried Keller völlig fern, wie wohl sein leichtgewecktes Mißtrauen oft genug ohne Grund bei Anderen Absichten, Finessen und Machenschaften witterte. Ich kenne keinen Mann, der sich zur Erlangung persönlicher Angelegenheiten jeder Beeinflussung auf direktem und indirektem Wege in solchem Maße enthielt. Das entsproß nicht dem Mangel an praktischer Klugheit, die man Künstlern und Dichtern ja schlankweg abzusprechen geneigt ist; sondern ihn leiteten Stolz und die ethische Überzeugung, daß jeglich Ding und jegliche Tat sozusagen nur durch sich selber, ohne weiteres Zutun, wirken und sich Bahn brechen muß.

Mancher andere sieht auch ein, daß geschäftiges Wesen, Marktgeschrei und ausruferische Betriebsamkeit keinen Namen machen können, wenigstens auf die Dauer nicht; aber wenige besitzen Kellers Kraft, dieser Erkenntnis unentwegt nachzuleben. Dem innersten Wesen

folgend, vertraute er dem Lauf der Begebenheiten und hütete sich vor allem Zwängen und Zwingen, indem er dies als eine Versündigung gegen die den Dingen innewohnende unerbittliche Gerechtigkeit betrachtete, die unfehlbar zur Geltung komme, früher oder später. Im „Apotheker von Chamounix" läßt er Platen sagen, durch Worte werde nichts erzwungen; keine Witze und kein Selbstlob vermöchten einen Mann zu erhöhen, kein Rühmen und kein Lügen helfe; es gelte am Ende jeder, was er sei, und kein Jota mehr noch minder. Heine, meint Keller, habe diese so einfache und begreifliche Moral im Leben nicht begriffen. Aber Meister Gottfried begriff sie früh; denn sie stak ihm im Blut. Darum war es ihm gegeben, sich zu gedulden und zu fügen und fünfzehn Jahre ohne dichterische Muße im Staatsdienst auszuharren. Als er, ein Mann von bald sechzig Jahren, seine Staatsschreiberstelle niederlegte, schüttelte mancher seiner Bekannten den Kopf in der Meinung, er werde nun wohl nicht mehr viel Poetisches zuwege bringen. Er aber griff ruhig in die Zweige seines Baumes und holte eine goldene Frucht nach der anderen herunter.

Er vermochte auch Vollendetes lange im

Pulte zu behalten, nicht nur, um es gänzlich ausreifen zu laſſen, ſondern weil er die Unruhe des Gemütes zeitig überwand, jeden Augenblick vor das Publikum hinzutreten und von ſich reden zu machen, und weil er vom Wahne frei war, mit kleinen Arbeiten ſeinen Namen zu vergrößern. Die ſchon in Berlin, alſo vor 1856, geſchriebenen „Sieben Legenden“ veröffentlichte er erſt 1872 und machte keine Anſtrengungen, den „Apotheker von Chamounix“, den er nach dem Erſcheinen von Heines „Romancero“ verfaßte und den ihm damals der Verleger ablehnte, ſonſt irgendwo unterzubringen, ſondern fügte ihn erſt 1883 den „Geſammelten Gedichten“ bei.

Mit einer gerechten Selbſtwürdigung verband er fraglos eine echte und aufrichtige Beſcheidenheit. Wie alle Menſchen, freute ihn Anerkennung und Verehrung, aber Kundgebungen ging er gerne aus dem Weg. Die Zürcher Feier ſeines fünfzigſten Geburtstags überraſchte ihn, und er ſtand faſt ratlos den Huldigungen gegenüber, die ihm zwanzig Jahre ſpäter die Heimat und ganz Deutſchland entgegentrugen. Es genierte ihn beinahe, daß er als der größte deutſche Dichter der Gegenwart gelten ſollte.

Als er vernahm, der greise Moltke habe sich als der erste in die zu Berlin aufgelegte Liste seiner Verehrer eingeschrieben, da erstaunte er gerührt: „Gerade, wie wenn ich ein vornehmer Herr wäre!“ Ungefragt sprach er nie von widerfahrenen Ehren, es wäre denn geschehen, seine Dankbarkeit zu bekunden.

Dieser Bescheidenheit entstammte auch die drollige und oft derbe Selbstironie, die er seinem Wandel und seinen Werken angedeihen ließ und die freilich auch in einer ruhigen und gefesteten Selbstschätzung wurzelte. Darüber hat sich mancher mittelmäßige Geselle zu hoch gewertet, indem er nur zu leicht den Abstand zwischen sich und dem Meister vergaß, der andere wohl Zorn und Stimmung, aber kaum die Überlegenheit fühlen ließ.

Es war auch nur die tiefste Bescheidenheit, die ihn dem Unsterblichkeitsglauben entsagen ließ. Nicht der leiseste Hauch der Blasphemie rührt sich in der schönen Gedichtreihe „Sonnwende und Entsagen“, worin er den Verzicht auf ein Fortleben nach dem Tode niederlegte. Nie trug das Sichbescheiden ein rührenderes Antlitz, und selbst der Andersdenkende wird sich dem Zauber des großen Entsagenden nicht entziehen können.

C. F. Meyer formuliert das Außerordentliche Kellers dahin, „daß er die spezifische Vaterlandsliebe des Schweizers und seine Gottlob noch immer aufrechten ethischen Eigenschaften der Geradheit und Pflichttreue mit einer ungewöhnlich starken Phantasie und ihren Launen und Verwegenheiten vereinigt, eine seltene Mischung, die sich nicht so bald wiederholen wird"*). Man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, seine sittlichen Vorzüge, im Großen und Ganzen der Anlage gemessen, stehen mit seinen dichterischen auf gleicher Höhe und lassen ihren Träger als einen Menschen von so einfacher und unbeirrter Art erscheinen, wie sie fast nur die Jugend der Menschheit und Völker hervorbringt.

*) „Neue Zürcher Zeitung" vom 17. Juli 1890. Abgedruckt in C. F. Meyers Briefen, I, S. 451.

X.

Gelassen und wehrhaft focht der Dichter die ihm vom Schicksal angesagten Fehden durch, in denen ihm manche nie vernarbte Wunde geschlagen wurde. Glück und Behagen in seinen Werken sind nicht der Widerschein seiner Erlebnisse, sondern die Kinder seiner Wünsche und Erfindung. Dem schärfer Zusehenden entging eine gelegentlich vorüberhuschende Bitterkeit nicht, eine begreifliche Bitterkeit, die den niemals weich Gebetteten befiel. Wenn er von den günstigen Losen anderer sprach, klang es mitunter wie halbverwundene Klage durch, und ein Blick, in dem sich Begehren und Entsagen mischten, schien die harten Pfade zu streifen, die er gewandelt.

Er verlebte eine freudlose Jugend, deren kümmerliche Öde er im „Grünen Heinrich" in einen herrlichen Wundergarten umschuf, um sich nachträglich in der Vorstellung wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Selbst bei den

Verwandten auf dem Lande, so bemerkte mir die Schwester, war es so langweilig, daß sie nicht begreifen konnte, wie es der Bruder dort aushielt. Söhnte er sich auch mit der Dürftigkeit der Knabentage und mit der bis übers vierzigste Jahr hinaus nie völlig bemeisterten Not ums tägliche Brot ohne Mühe aus, so verwand er den Unmut nie ganz, daß er, mit vierzehn Jahren aus der Schule weggewiesen und dadurch in die verfehlte Laufbahn des Malers getrieben, das beste Dezennium des Lebens verlor, um die Grundlage der Bildung verkürzt und im poetischen Schaffen verspätet wurde.

Zaudernd und in vorgerückter Stunde kam der Ruhm. Mit siebenundzwanzig Jahren veröffentlichte Keller seine ersten Gedichte, zwei Lustren später die „Leute von Seldwyla", denen eine zweite lyrische Sammlung und der „Grüne Heinrich" vorangingen. Aber als die Zürcher seinen fünfzigsten Geburtstag feierten, regte sich in Deutschland nicht eine einzige öffentliche Feder, und der Kulturhistoriker wird es vielleicht dereinst der Aufzeichnung wert erachten, daß die unsterblichen Seldwyler bis zu einer neuen Auflage beinahe zwanzig Jahre

brauchten, wiewohl die erste nur fünfhundert Exemplare zählte, die, als die nachfolgende ans Licht trat, noch nicht völlig vergriffen waren. Daran läßt sich nun, wäre es nicht sonst schon eine ausgemachte Sache, unschwer ermessen, wie verhältnismäßig wenige auch von denen, die mit Lied, Fackelzug und Becherschall den Ehrentag des Dichters festlich begingen, von seinen Novellen etwas gelesen hatten. Die Feier erwuchs nicht aus dem von vielen anerkannten Ruhme; man wollte hauptsächlich den Sänger der vaterländischen Lieder ehren, denn nur von diesem wußten die meisten; die hohe künstlerische Wertschätzung, die einzig richtige, war selbst in Zürich damals noch selten zu finden und wurde erst allgemeiner, als sie über die Grenzen des Deutschen Reiches her zu uns kam.*)

Der starre Lorbeer, der sich endlich herabbog, berührte die Stirn eines alternden Mannes. Er hatte ihn früher herbeigesehnt, nicht nur beseelt vom Wunsche nach Anerkennung und

*) Er bemerkte mehrmals: „Kein schweizerischer Dichter kommt in seiner Heimat zu Namen und Ansehen, bevor sie ihn aus Deutschland mit der großen Trompete über die Grenze hereinführen."

Erfolg, ſondern weſentlich in der Hoffnung, ſeine dürftige Lage gebeſſert zu ſehen. „Das Jahr 1848 mit ſeinem Lärm“, grollte er einmal, „hat meine erſten — 1846 erſchienenen — Gedichte unter den Tiſch gewiſcht, und ich konnte wieder von vorn anfangen und ſehen, wie's mir ging.“

Es ward ſchon oft darauf hingedeutet, welchen vornehmen Platz das Problem der Erziehung in Kellers Werken einnimmt. Daß es dieſen Platz einnimmt, entſpringt vielleicht ebenſoſehr ſeinem Schickſal, als dem ethiſchen Bedürfnis. Er ſelber, ein eigenwilliges und früh ſelbſtherrliches Kind, erhielt keine hinreichende Erziehung, welchen Mangel er bis ans Ende ſpürte. In ſeiner erſten Novelle, in „Pankraz der Schmoller“, erfindet er Situationen, die den Helden vom ſchmollenden Schweigen kurieren, wovon ihn die Mutter nicht erlöſen konnte; Keller ſelbſt heilte ſich von dieſem Fehler niemals völlig, obwohl der Begebenheit zwiſchen Lydia und Pankraz, die den Helden, zur Hälfte wenigſtens, vom hartnäckigen Schweigen befreit, ein Erlebnis des Dichters zugrunde liegen ſoll. In „Frau Regel Amrain“ ſchildert er eine kluge und energiſche Mutter, die ihren Sohn ziel-

bewußt auf die rechten Wege lenkt und vor Unrecht behütet; dazu war freilich trotz aller zärtlichen Liebe die seinige nicht stark genug gewesen, wie sie auch, im Widerspruch mit ihrem verklärten Gegenbild, nach ihres Mannes Tode nochmals eine Heirat einging, die übel ausfiel und bald wieder gelöst wurde. In den „Zürcher Novellen" wird der junge Herr Jacques von einem gescheiten und gebildeten Mentor ins Leben eingeführt, wie er Keller nie begegnet ist. Der „Grüne Heinrich" dagegen zeichnet die Erziehungsverhältnisse ziemlich der Wahrheit entsprechend, so weit sie den Aufenthalt in Zürich und bei der Mutter betreffen.

Keller wirft in diesem Bildungsroman gelegentlich die Frage auf, wie ganz anders es wohl mit ihm gekommen wäre, wenn er einen Vater gehabt, der seinen Willen gebrochen hätte. Ich vermute, der Vater hätte mit dem merkwürdigen Knaben, den die Genien und Dämonen des schlummernden Talentes früh an der Hand nahmen und nach ihrem Gutdünken leiteten, einen harten und mühseligen Stand gehabt, und ich denke auch, der Bildungsboden seines Elternhauses wäre, selbst bei längerem Leben des Vaters, zu beschränkt gewesen, um

ein richtiges Verständnis des wunderlichen Kindes zu ermöglichen. Seine tiefgründige Verschlossenheit verlangte ungewöhnlichen psychologischen Blick, sein Trotz forderte Kraft, die verhüllte Weichheit Milde, der starke Unabhängigkeitstrieb breites Gewährenlassen: das alles findet sich selbst in der Hand eines gebildeten Erziehers nicht gar häufig beisammen.

Zudem lagen die Verhältnisse bei ihm nicht so einfach wie bei seinen Helden: Pankraz kann vom Schmollen erlöst werden, da sich der Erlösung kein Talent oder gar ein Doppeltalent in den Weg stellt; Fritz Amrain ist ein tüchtiger, braver Junge, aber nicht mehr als das, und auch Herr Jacques überzeugt sich, daß seine vermeintlichen Künstlergaben keine sind. Am Schlusse des Romans angelangt, wird dem Leser des „Grünen Heinrich" immer etwas wie eine ungelöste Frage bleiben, weil er unwillkürlich auf den Abstand zwischen dem Helden und dem Dichter gestoßen wird: Jener nimmt still und resigniert Abschied von uns; er kann sich innerlich ordnen und fassen, weil er der Fährlichkeit überhoben ist, sich mit einem Talente noch ferner auseinander zu setzen, und wir wissen ihn auf seinen Lebenswegen geborgen und ge-

festet; der Dichter dagegen fühlte die Unruhe der gärenden und treibenden Begabung, die ihn nicht zum nämlichen ruhigen Abschluß gelangen ließ wie den Heinrich Lee.

Mehr als er vielleicht selber wußte, gibt er im „Grünen Heinrich" zu, daß er in gewisser Beziehung kaum zu erziehen war, was er auch durch seine Lebensführung und Haltung bekräftigte. Während er nämlich aus ernsten sittlichen Kämpfen, die keinem erspart bleiben, als Sieger hervorging, indem er die Regungen und Ausbrüche der Eitelkeit und des Ehrgeizes kräftig niederhielt und sich auch ins Joch eines seinem innersten Berufe widerstrebenden Amtes fügte, brachte er es nie zur völligen Ablegung einer auffälligen Unbehilflichkeit, eines verdrossenen, unzeitigen Schweigens und einer aufbrausenden Heftigkeit, die er oft bereute. Wunderlich, daß ein Mann von seiner sittlichen Kraft, der in schwerwiegenden ethischen Dingen eine Selbsterziehung von seltener Entschiedenheit übte, gewisse Äußerlichkeiten, die er mit Recht als Hemmnisse empfand, so sehr der mangelnden Erziehung aufs Kerbholz zu setzen geneigt war. Aber es erging ihm vermutlich, wie es den Menschen insgemein ergeht:

das, was man entbehrt, schätzt man am meisten.

Indessen tat er alle Unzufriedenheiten immer wieder ab; nur eine wurde er sicherlich nicht leicht und nie vollkommen los. Er verschmerzte sein Junggesellentum nicht. Er wies einst vor C. F. Meyer mit dem Tone der Wehmut auf seine Bücher und Habseligkeiten: „Das wird in gleichgültige Hände kommen!"

Es haben schon oft Verehrer Kellers und, wie es in der Beschaffenheit der Sache liegt, noch häufiger Frauen die Frage aufgeworfen, ob sein Lebensschifflein nicht sanfter dahingeglitten wäre, wenn er eine Gefährtin gefunden hätte. Man mag, sofern eine müßige, aber unschädliche Vermutung gestattet ist, ohne weiteres geneigt sein, diese Frage zu bejahen. Aber darum wohl, weil ihm dieses Glück versagt blieb, malte er es mit immer leuchtenderen Farben aus und frönte mit allzeit ungeminderter Sehnsucht

> ... Der lieblichsten der Dichtersünden:
> Süße Frauenbilder zu erfinden,
> Wie die bitt're Erde sie nicht hegt.

XI.

Von Freude, Hoffnung und Ungemach, die seinen Busen füllten, ließ er selbst überm Wein die Freunde wenig gewahren; nicht aus Hochmut oder berechnender Zurückhaltung, sondern aus Scham und Trotz und von jenem unmitteilsamen Wesen beherrscht, das er im „Grünen Heinrich" an sich zeichnet. Es war ihm nicht verliehen, sich auszusprechen und zu erleichtern; er mußte alles mit sich allein abmachen, und dann ging es ja die andern wenig oder nichts mehr an. Sodann verbot ihm die Bescheidenheit, über sich und seine Angelegenheiten irgendwie ausführlich zu reden. Der Gedanke, sich im geringsten vorzudrängen und aufzudrängen und dadurch eine andere Individualität zu belästigen, peinigte ihn mit so widerwärtigem Nachdruck, daß er ein befremdliches Schweigen oder eine unzweideutig ablehnende Haltung dem Reden in den meisten Fällen vorzog. Überdies fühlte er ein mit den Jahren

wachsendes Mißtrauen, wie es nach schweren Erfahrungen und Enttäuschungen gerade bei ursprünglich harmlosen und nichts ahnenden Naturen leicht sich einfindet; mit Unrecht witterte er oft versteckte Absichten und zog sich dann spröde in sich selbst zurück. Dieser mißtrauische Zug, der sich ebenso unberechenbar einstellte, als er unerwartet ausblieb, gestattete gelegentlich auch Zuträgereien bei Keller Eingang, wobei er, der eigenen Geradheit folgend und nachdem er das erste Erstaunen überwunden, viel eher das Zugeflüsterte glaubte, als den Verdacht an einen Hintergedanken des Erzählers aufkommen ließ.

Einsamkeit und eigene Wege liebte Keller von früh auf und hatte, zur Verwunderung seiner Altersgenossen, schon als Knabe ohne Begleit ganze und halbe Tage lang die Umgebungen Zürichs durchstreift, vor den Jahren, da sich solche Neigungen beim jungen Volk einzustellen pflegen. Aber er war durchaus kein Einsiedler, sondern suchte gerne die Gesellschaft der Freunde und Bekannten, um mit ihnen einen fröhlichen Schoppen auszustechen. Es verdroß ihn und störte sein Behagen, wenn einer den Becher ungeneigt ließ und in auf-

fallender Weise den Zurückhaltenden und Würdigen spielte. Er war, was auch das Gerücht in der Nähe und Ferne behauptete, kein Trinker. Nur so viel ist wahr, daß er, wenigstens bei außerordentlichen Anlässen, es liebte, lange sitzen zu bleiben, und daß er den Becherlupf als eine schöne Einrichtung betrachtete, die dem Manne nach einem arbeitsvollen Tage mitunter nötig und gar wohl zu gönnen sei. Er zählte nicht unter die gewohnheitsmäßigen Wirtshausbesucher, trank auch selten allein und beschränkte sich zu Hause auf ein geringes Maß, das er während der Mahlzeiten zu sich nahm. Wäre es anders gewesen, so hätte er — bei seiner Beleibtheit und dem fast gänzlichen Mangel an Bewegung — die gute Gesundheit, den eisenfesten Magen und vor allem die Schaffenskraft nicht behalten, die mit sechzig Jahren die „Züricher Novellen" und mit dreiundsechzig das „Sinngedicht" abschloß, die mit vierundsechzig die Palingenesis der Gedichte beendete und mit siebenundsechzig den „Salander" zum Schlusse führte.

Indessen trieben es die Zürcher ein wenig wie die Seldwyler, mit denen sie sonst freilich keine Ähnlichkeit haben. Sie feilten und schliffen mit

Behagen und Humor eine Menge von Trinkfabeln, vielfach althergebrachtes und herrenloses Gut, und prägten ihnen das Bildnis ihres berühmten Mitbürgers auf. Übrigens taten sie das nicht ohne Stolz und Neigung, weil sie, die im ganzen nüchterne und sparsame Leute sind, mit Entschiedenheit darauf halten, daß bei besonderen Gelegenheiten ein jeder, wes Namens er auch sei, nicht unter das landesübliche Maß sinke. Und gerade das übte Keller und forderte es von andern auch.

Bei Festen und geselligen Vereinigungen zeigten sich in seinem Benehmen drei Perioden, die einander folgten, wie die Jahreszeiten im Kalender. Zuerst saß er meist schweigend und einsilbig da, hörte den andern zu und blickte halb träumerisch vor sich hin. Dann erhellte er sich allmählich: wie die Nebel langsam von einer leuchtenden Landschaft wegschweben, so wurde sein Inneres sacht enthüllt, und nun traten alle jene Schätze des Geistes und Gemütes ins Licht, die den menschlichen Wert des Mannes aufdeckten und der Erinnerung solche Stunden unverlöschlich einprägten. Er ließ dem Witz und Humor die Zügel schießen, erzählte Schnurren, ahmte irgendeine komische Figur,

die Schwächen eines Feindes oder Anmaßenden nach, beredete Ernstes mit Geist und Tiefe, verhandelte die Angelegenheiten der Freunde liebenswürdig und streute dabei die Reichtümer seiner Sprachkraft und Phantasie mit vollen Händen aus, drollige Wortbildungen und Wortfügungen, schlagende Vergleiche und sprechende Bilder. Denn während die schöpferische Lustigkeit manchen Humoristen nur als Gegengift ihrer melancholischen Lebensader verliehen ist und sich bloß auf der Schreibkammer einstellt, begleitete der Humor den Meister Gottfried auf Weg und Steg.

Auf einmal verschattet sich seine Stirn, die Augen blitzen, und er wirft die kleine, weiße Hand bei kaum bewegtem Unterarm mit einer eigentümlichen, schnellenden Gebärde schräg aufwärts, als ob er sie wegschleudern wollte. Jählings war ihm der Dämon in den Nacken gesprungen, und der Ahnungsloseste der ganzen Gesellschaft vielleicht fühlte sich von einem starken Wort, von einer Herbheit getroffen, die er so wenig verdiente, als er sie gewärtigte. Gleich unerwartet, mit nicht minderer Heftigkeit konnte sich die Entladung wiederholen, und keiner war sicher. In vielen Fällen freilich kam

das Gewitter nicht zum Ausbruch; nur ein schwüles Wetterleuchten loderte dräuend herein.

Gerade wegen meiner nie erschütterten Verehrung für Keller darf ich von der Sache reden, die nicht verschwiegen werden wird und schon in die Öffentlichkeit drang. Sie gehört zu seinem Schicksal. Es handelt sich nicht um die berufene Reizbarkeit der Dichter, nicht um die Krankheit unserer Tage, die leidige Nervosität. Sondern er trank einfach, was man gerade bei kerngesunden, zum Jähzorn neigenden Männern nicht selten trifft, einen bösen Wein, wie man bei uns sagt. Und es war nur der Zorn, den der Rebensaft in ihm erregte; in allen andern Dingen hielt er gute Kontenance.

Es geschah sicherlich nicht umsonst, daß er seine epigrammatischen Gedichte in die Abteilung „Trinklaube" einreihte; und es bedeutet gewiß eine Art Selbstbekenntnis, daß er den Schluß des letzten Liedes in dieser „Trinklaube" gegenüber der ersten Fassung in sprechender Weise erweiterte:

„Darum lasset rinnen
Letztes Glas und Lied!
Zornig uns von hinnen
Nun die Freude zieht!

Und der Lüge schwarzen Molch
Tapfer anzustechen,
Dem gemeinen Höllenstrolch
Kühn das Horn zu brechen:

Ja, die Nas' zu finden,
Die uns nicht gefällt,
Ziehn mit allen Winden
Fort wir in die Welt!"

Die Reizbarkeit verließ den Meister Gottfried überhaupt nicht, wodurch der Verkehr mit ihm eine eigene, unberechenbare Sache wurde. Man war nie sicher, was ihn in Wallung brachte, so daß er einem Fernerstehenden leicht launisch erschien, was er doch im gewöhnlichen Sinne nicht war.

Schon den Verkehr mit ihm anzuknüpfen, erwies sich unter Umständen als gewagte Sache, wovon mancher ein besonderes Lied zu singen weiß. Eine deutsche Dame, die nach Zürich gekommen war und bei Böcklin vorsprach, bat den Maler um ein Autograph und die Erlaubnis, sich bei Keller, den sie zu besuchen gedenke, auf ihn berufen zu dürfen. Kaum hatte sie, nach Erfüllung der Doppelbitte, das Haus verlassen, als dem feinfühligen Böcklin Unheil schwante und der Gedanke aufstieg,

Keller möchte ihm am Ende die Empfehlung verübeln. Also eilte er spornstreichs zu seinem Freunde am Zeltweg und zeigte ihm das Geschehene und das Kommende an. Im Laufe des Tages klingelte es richtig in Kellers Wohnung, als er eben, in seinen langen grauen Schlafrock gehüllt und in jeder Hand eine Flasche, langsam aus dem Keller emporstieg.

„Wer ist da?" hallte es aus der Tiefe.

„Ist der Herr Doktor Keller nicht zu Hause?"

„Nein, er ist nicht daheim," brummte es entschieden und dräuend von unten.

„Aber ich komme mit einer Empfehlung von Herrn Professor Böcklin!"

„So! Sind Sie das Frauenzimmer,*) das die Leute so molestiert?"

In erster Linie mochte man sich's gesagt sein lassen, nicht in sein Inneres oder in sein Schicksal dringen zu wollen, wie auch er seinerseits nie die geringste Frage nach irgendwie intimen Verhältnissen stellte. Jede Faser in ihm lehnte sich gegen alles auf, was wie Zudringlichkeit oder beabsichtigte Beeinflussung aussah: er

*) Das Wort Frauenzimmer, wofür der Deutsche jetzt Dame sagt, ist in der Schweiz durchaus salonfähig und wird so auch vom Erzähler Keller gebraucht.

wollte sein Inneres unbetastet, seine Ellbogen frei, seine Bahn offen wissen. Mit dieser von ihm geforderten und gehandhabten Diskretion hing es z. B. zusammen, daß er eine Abneigung gegen Postkarten besaß und, nicht ohne manches Lächeln zu erregen, als Staatsschreiber völlig gleichgültige Mitteilungen, die er bloß von Zimmer zu Zimmer schickte, mit einem Briefumschlag verschloß.

Selbst im Unwillen, den er aus dem Becher sog, ließen ihn Witz, Humor und Sprachkraft nicht im Stich, sondern leisteten ihm gerade in solchen Augenblicken die bereitwilligsten Dienste, weswegen Anruf, Bemerkung und Ausspruch aus dergleichen zornmütigen Trinkstunden durchschnittlich so ureigene Form und Handhaben an sich trugen, daß sie sich zur Weitergabe und Verbreitung vorzüglich eigneten und — was nicht ausblieb — Vermehrung und Aufspeicherung durch Hörer und Erzähler in weitern Kreisen zu heischen schienen. So stachelig einige dieser Kinder einer bittern Weinlaune aussehen, nichts wäre ungerechter als der Schluß, Keller habe den Menschen gerne etwas Unangenehmes gesagt. Er behielt trotz seiner starken Empfindung gar manches Wenn und Aber für

ſich und zog ruhig ſeiner Wege, ſofern man ihm Ruhe gönnte. Er handelte ganz im Sinne des Vorwurfes, den er nicht ſelten erhob: es geht ihn nichts an! Neben der gradaus fahrenden Raſchheit beſaß er vielmehr eine unmittelbare Freundlichkeit und, ohne jeden Anflug von Schmeichelei, Neigung zum Lob; und wenn auch zuweilen ſeine Jähheit verletzte, nie ſprach er durch die Blume, nie wurde er anzüglich, nie führte er Seitenhiebe. Setzte er die Feder an, ſei es zum Brief oder für die Öffentlichkeit, ſo war es meiſtens, wie wenn er die adelnde Kraft der Kunſt verſpürt hätte, die er mit ſo tiefem Ernſte übte; da unterdrückte er den Unwillen, mied den Ärger und bändigte den Geiſt und die Gebärde eines Richtenden und Zürnenden in ſeltenem Maße, nicht aus rechnender Vorſicht, ſondern aus einem gewiſſen Zug der Größe, der ihn ſogar gegenüber Anſchuldigungen politiſcher und ſonſtiger Gegner ſchweigen hieß, wo faſt jeder andre laut geworden wäre. Dabei machte ſich noch eine Art kleinbürgerlicher Scheu geltend vor Streit und öffentlichem Aufſehen, die in den Augen der Leute auch den guten Namen des im Rechte Stehenden beeinträchtigen könnten. Als ich in

den aufgebrachten Dichter drang, gegen die von einem Verleger erlittene Unbill gerichtliche Hilfe anzurufen, da weigerte er sich: „Nein! Ich will, trotzdem ich im Rechte bin, lieber alles bezahlen, als den kleinsten Vorstand vor Gericht haben.“ Vielleicht ertrug er solche Widerwärtigkeiten, öffentliche Angriffe und Beschuldigungen auch als freiwillige Sühne für die Heftigkeit, womit er im geschlossenen Kreise oft zur Hand war.

Er bereute übrigens genugsam, im Gespräch „nicht hinter dem Berge halten zu können“, wie er sich einmal ausdrückte. Dennoch empfand er den Zorn zuweilen als künstlerische Wohltat, ganz abgesehen davon, daß er ihn antrieb, mit schiefen und unhaltbar gewordenen Verbindungen aufzuräumen. „Auch der Ärger über widerstrebende Richtungen, der kritische Zorn über die aufgeblasenen Gebilde hohler Nichtkönner ist gesund und bewahrt die Künstlerseele vor dem Einschlafen.“*) Der Unmut verhalf ihm zu mancher Konzeption, die er in ruhigeren Stunden milderte oder unterdrückte, wie denn, einer Bemerkung zufolge, die er

*) „Ein bescheidenes Kunstreischen.“ Neue Zürcher Zeitung vom 23. März 1882.

vor der Sammlung seiner Gedichte (1883) fallen ließ, eine Reihe gesalzener Gedichtchen und Sprüche aus seinem Vorrat ausgeschieden und vernichtet wurden. Das schöne Gedicht „Die kleine Passion", das in den süßesten Ton des Friedens ausklingt, endete nach des Dichters Mitteilung ursprünglich mit einem Ausfall gegen die katholische Kirche, weswegen eine deutsche Zeitschrift den Druck ablehnte. So wußte er den Zorn in Versöhnung zu wenden. Das schönste vielleicht unter seinen politischen Streitliedern

„Es sind vier Länder gelegen
Um einen urtiefen See usw."

schloß er aus der Sammlung seiner Gedichte aus, um die Miteidgenossen in den Waldstätten nicht zu verletzen.

XII.

In der Vorschule einer gewissen Herbheit, die ihm, nach den Zeugnissen der Altersgenossen, schon früh eigen war, gewöhnte und versöhnte man sich einigermaßen mit seinem leicht aufbrausenden Blute, das nur selten in seinen Werken Spuren hinterließ. Die auffälligste dünkt mich die Bestrafung der beiden Lumpenbrüder in der „Armen Baronin" zu sein, die mich mit einer unleidlichen Härte trifft.

Diese Härte fiele nicht so sehr ins Gewicht, stäche sie nicht völlig ab von Kellers sonst so humaner Natur, die der Tragik selbst auf Kosten der Wahrscheinlichkeit auszuweichen liebt und es z. B. nicht über sich vermag, den „Grünen Heinrich" sterben zu lassen, wie es ursprünglich geplant und in der ersten Auflage dargestellt war; sie fiele nicht so schwer ins Gewicht, hätte er nicht das feinste Gefühl und Mitgefühl für alles Leid und Unglück, für alles Gute und Schöne der Menschenseele besessen und hätte

er nicht selbst die geringste Abweichung vom Rechten mit einer unfehlbaren Sicherheit empfunden, und zwar plötzlich, ohne Zurechtlegung und in allen Fällen. Denn er stand sozusagen immer mit der ganzen ungeschwächten Stärke seines Charakters und Empfindens im Feld.

Das Feingefühl für das Schickliche offenbarte sich auch in seinem bescheidenen Benehmen. Er trug nicht die kleinste eitle oder üble Angewöhnung an sich und benahm sich mit einer Natürlichkeit, wie ich sie an sehr wenigen Menschen gesehen habe. Auch das war ein sprechender Zug, daß er jungen Leuten gegenüber, die er leiden mochte, niemals die Miene eines Gönners oder Protektors aufsetzte. Gebärden und Betragen verrieten den Wunsch, still und ehrbar wie irgendein anderer Bürger da zu sein und unbeschrien zu bleiben.

Freilich konnte auch niemand trockener und einsilbiger am Tische sitzen als der Dichter, an dem man selten eine gehobene Stimmung äußerlich wahrnahm. Er scherzte einst: „Der Auerbach hat's gut, der ist immer hellauf und begeistert; ich muß schon ein paar Schoppen dran rücken, bis ich so weit bin." Allzu lebhafte Kundgebungen der Verehrer beengten ihn, und

er suchte dann seiner Verlegenheit durch ein gewisses stacheliges Wesen abzuhelfen, da er lieber den Schein der unerschütterlichen Trockenheit als den des Ergriffenseins vertrug, wie er das im „Grünen Heinrich“ zu Genüge auseinandersetzt und darstellt.

Dem entsprechend handhabte er den Dank, dessen mündliche Erstattung ihm schwer fiel und mitunter eine seltsame Form annahm. Ich hatte eine größere Rezension — die ihm, wie ich erfuhr, sehr wohl gefiel — über den „Martin Salander“ veröffentlicht, als ich ihn einige Wochen später aufsuchte. Nachdem ich mich gesetzt, öffnete er den Schrank, um die für den Besucher bestimmten Zigarren herunter zu langen, hielt aber in diesem Tun inne, als er den Arm schon ausgestreckt hatte, und wandte sich gegen mich: „Sie händ sich dänn wäge mine — n auch verchöst.“ (Sie haben sich um meinetwillen auch in Unkosten gestürzt.) Einst fuhr ein Zürcher Pfarrer mit dem Dichter in der Eisenbahn, ohne ein Gespräch zu versuchen; er hob seinem Gegenüber, das er wohl kannte, beim Aussteigen das Handköfferchen vom Haken und trug es ihm bis zur Droschke. In dieser geborgen, fragte Keller, indem er den dienst-

fertigen Herrn ernſthaft anſah: „Das iſt freundlich von Ihnen. Wer ſind Sie eigentlich?“ — „Pfarrer H.“ — „Sie ſehen auch gar nicht aus wie ein Pfarrer.“ Das war Dank — und Kompliment; denn im allgemeinen hegte er für die Diener am Worte keine große Vorliebe.

In ſolch wunderliche Geſtalt konnte der Dank des merkwürdigen Mannes ſchlüpfen, der doch freundliches Benehmen und liebenswürdiges Entgegenkommen tief empfand, zumal er davon bis über die Mitte ſeines Lebens hinaus wenig genug zu koſten bekommen hatte. Mancher oder wohl die meiſten konnten ihn nicht verſtehen. Es blieb ihnen verborgen, daß nicht Mangel an Erkenntlichkeit, ſondern der unbezwingliche Drang nach Wahrheit im Spiele war. Er verſchmähte die konventionelle Form, auch wo ſie die Wahrheit umhüllte, weil ihm dieſe Form allein ſchon als Verkörperung der Lüge erſchien. Er ſtieß unabſichtlich zurück, da er, wie in dem Worte an den Pfarrherrn, nicht das ſagte, was man in ſolchen Fällen zu ſagen pflegt, ſondern das, was er dachte. Überhaupt war es ihm eigen, zuweilen auf das zu antworten, was der andere dachte, nicht auf das, was er ſprach.

Wahrheit zeugt mitunter Herbheit und bringt

dem, der für sie eintritt, manches Bittere, ihm mehr als anderen. Keller, der von allem seinem Tun und Lassen ruhig die Konsequenzen zog, wußte das gut genug. Aber er blieb sich treu, er konnte nicht anders, wiewohl es ihm fern lag, irgend jemanden ohne Not verletzen zu wollen.

Auf dem Grunde dieser Wahrhaftigkeit und dieses lautern Wesens ruhen die herrlichen Vorzüge seiner Werke, auf dieser Wahrhaftigkeit ruhte der ganze Mensch. Und gerade sie macht ihn mir lieber und verehrungswürdiger, je mehr ich an ihn denke und nach ihm zurückblicke. Nur weil er wahrhaftig, war er ein ganzer Mann; nur weil er ein ganzer Mann, war er ein großer Dichter.

Das letzte Jahr

Als der Sommer 1889 und mit ihm der siebzigste Geburtstag Gottfried Kellers heranrückte, blickte wohl keiner, den es überhaupt berührte, dem festlichen Ereignis weniger freudig entgegen, als der Dichter selbst. Er argwöhnte hinter dem goldenen Glanz der nahenden Feier die fahlen acherontischen Nebel und Charons Kahn und wies auf Freund Storm hin, mit dem er, „wie zwei alte Kapuziner, die ihre Nelkensetzlinge austauschen", im Verkehr gestanden und den bald nach dem Jubel des siebzigsten Wiegenfestes das Schicksal dahingerafft hatte.

So gerne er überdies eidgenössische, kantonale und andere Feste mitgemacht und ruhmwürdige Gedenktage und verdiente Männer zu ehren allezeit die Hand geboten, seiner republikanischen Bescheidenheit widerstrebte es jetzt, sich selbst als den Mittelpunkt einer Huldigung zu wissen. Man sah auch deutlich, seine Kräfte

begannen langsam, aber stetig abzunehmen, und da die Freunde in der Voraussicht, daß es die Zürcher und andere Eidgenossen an Reden, Becherlupf und Fahnenwehen nicht würden mangeln lassen, mit ihm darauf Bedacht nahmen, irgendwelcher feierlichen Begehung des 19. Juli auszuweichen, und zugleich eine Kur ins Auge faßten, so reiste er Ende Juni in aller Stille nach Seelisberg ab.

Allein Zürich feierte seinen größten Mitbürger doch. Die Hochschule veranstaltete eine Gottfried-Keller-Feier, und in manchen Vereinen und Häusern setzte es zu seinen Ehren Gesang und Becherläuten ab. Ein Teil seiner Gemeindegenossen, die Mitglieder des Lesezirkels Hottingen, hatten schon fast vierzehn Tage vorher ihr Waldfest zu einer Huldigung eingerichtet, indem sie Wiesen und Wald des oberhalb Hottingen gelegenen Sonnenberges — eine sonnige Berglehne, wie diejenige, daran das unsterbliche Narrenstädtchen hängt — zu einem Seldwyla umschufen: da schenkte der wieder zu Ehren gekommene Viggi Störteler einen Guten in seiner Gartenwirtschaft, der wohlbestallte Marchand-Tailleur Wenzel Strapinski, der eigens aus Goldach zum Feste her-

übergekommen war, tat sich an anderer Stelle als Photographe amateur auf, und John Kabys hatte neben den Kürbisstauden und Winden seines rauchgeschwärzten Häuschens ein Kasperletheater aufgeschlagen. In einer grünen Nische vor dem Wald stand, von frischem Eichenlaub umwunden, das Bild Gottfried Kellers und horchte verwundert auf den Lärm des kleinen Schützenfestes und auf die Lieder des „Gemischten Chores Seldwyla".

Über den blauen Fluten des Vierwaldstätter Sees hob sich des Dichters Gesundheit ein wenig, namentlich wurde ihm das Gehen leichter. Aber diese Besserung hielt nicht vor, und er fühlte wohl, daß seines Bleibens auf dieser Welt nicht mehr lange sei. Als ihm nach seiner Ende August erfolgten Rückkehr aus der Urschweiz drei Freunde die herrliche, von Böcklin entworfene, auf den Festtag jedoch nicht fertig gewordene Goldmedaille vormittags zwischen elf und zwölf Uhr in seinem Arbeitszimmer überreichten, wo er über der Zeitung gesessen hatte, sah er das schöne Kunstwerk lange an, ohne ein Wort zu finden: dann brachen ihm die Tränen hervor, und er sagte, indem er auf das schimmernde Kleinod hindeutete: „Das

kann ich Ihnen sagen, meine Herren, das ist das Zeichen für das Ende vom Lied! Ich spüre, daß es mit mir nicht mehr lange dauert."

Er dachte fleißig an den Tod, mannhaft und gelassen, ohne Klage und Murren, und äußerte gelegentlich in jenen Zeiten, er fühle keinen anderen Ehrgeiz mehr, als ruhig und allmählich der Natur zurückzugeben, was sie ihm geschenkt habe. Eine Ahnung vielleicht der dunkeln Dinge, die seiner harrten, bewog ihn Anfangs September nach dem „Muggenbühl" hinauszufahren, einer Wirtschaft bei Zürich, wo er vor drei und vier Jahrzehnten mit guten Freunden manchen Becher geleert. Nun saß er etliche Stunden am Tisch, des draußen harrenden Kutschers vergessend, und schaute träumend in den Wein, und die frühere Tafelrunde stieg wohl vor ihm auf, zu der er bald versammelt sein sollte: Wilhelm Baumgartner, der hochbegabte und liebenswürdige Komponist seines Vaterlandsliedes, der Ästhetiker Vischer, der geniale Semper und andere mehr, die fast alle schon im Schattenlande weilten.

Nicht ohne dringliches Zureden rangen ihm die Freunde die Zusage einer Fahrt nach dem benachbarten Baden ab, dessen Heilquellen er

wenige Jahre vorher schon gesucht; auch nach seiner Einwilligung hatte der äußerst schwerfällig gewordene Greis noch allerlei Einwände und Ausflüchte, da ihm der geringste Wechsel des täglichen Laufes beschwerlich fiel, mehr in der Vorstellung als in Wirklichkeit. Am Nachmittag des 12. September erschien der Abrede gemäß ein junger Freund und half ihm den Koffer packen, wobei sich denn herausstellte, daß die verstorbene Schwester — sie lag schon bald ein Jahr draußen auf der „Rehalp" — dem Bruder für einen ansehnlichen und wohlgeordneten Schatz von selbstgefertigten Hemden und anderem Weißzeug gesorgt hatte. Weil, wenn man die Eisenbahn wählte, Verschiebungsgelüste des Dichters eher zu befürchten waren, so fuhr am folgenden Morgen ein Zweispänner aus Baden vor, den die Freunde bestellt hatten. Meister Gottfried stand schon bereit und trat seinem Begleiter in Hut und Mantel entgegen.

Es war ein schöner, etwas nebliger Herbsttag. Der Dichter machte seinen Gefährten auf die landschaftlichen Schönheiten aufmerksam, wenn die Sonne durch die zarten Nebelflöre brach und die stillen Wälder beglänzte. Es wurde ihm wohl ums Herz; die Landleute, die

man allenthalben auf den Feldern an der Arbeit sah, freuten ihn. In Niederweningen wurde eingekehrt, man schritt durch die scharrenden Hühner, die weißen Flüge der Tauben schimmerten in der Luft. Er fand es behaglich, wieder einmal in einem Bauernwirtshause einzutreten und Rast zu halten. Ein blondes Büblein brachte ihm die erste vom Spalier des Hauses geschnittene Traube, wovon er die Hälfte aß und die andere dem kleinen Geber zurückstellte. Ein Kätzchen stieg an dem alten Herrn herauf, und er spielte mit ihm. Inzwischen war ein von den Manövern heimkehrender Dragoner eingetreten und erzählte auf Befragen ruhig und bescheiden von den militärischen Übungen, und wie es hergegangen sei, und begab sich dann weg, um das Waffenkleid gegen das bäuerliche zu vertauschen. Keller erhob die Bescheidenheit und tüchtige Art des Soldaten und des Volkes überhaupt mit lobenden Worten. Weniger erbaut dagegen äußerte er sich auf der Weiterfahrt über die jüngste literarische Richtung Deutschlands, dessen Münchener Hegemonen ihn herausfordernd angefahren hatten und mit denen er noch ein Hühnchen zu rupfen gedachte. Als ihn jedoch

in Baden der zur Kur anwesende Böcklin und andere Freunde in Empfang nahmen und sich mit ihm zu Tisch setzten, vergaß er dieses streitbare Vorhaben in Bälde.

Am 26. November fuhr er aus der alten Bäderstadt denselben Weg zurück, ohne irgendwelche Besserung, vielmehr mit gehäuften Gebresten und geschwächten Kräften. Es hätte ihm wohl kein anderer Heilquell, keine Kunst und kein Kraut geholfen. Seine Zeit war um. Es war ein greisenhaftes, langsames Siechtum, das über ihn hereinbrach. Schon in Baden lag er, die Stunden der Mahlzeiten meistens versäumend und niemals mehr an der Tafel speisend, bis weit in den Tag hinein zu Bette und ging wenig aus. So geschah es nun auch in seiner Wohnung am Zeltweg, die er nicht mehr verließ, bis ihn die schwarzen Männer im „Nachen von Tannenholz" herausführten.

Er ordnete die Feuerbestattung an, bezahlte die betreffenden Gebühren im voraus und bestimmte jegliches genau, denn er fühlte wohl, wie es um ihn stand. Er verfügte über einige Stücke seiner Erdenhabe und machte am 11. Januar 1890 sein Testament, das ein lang

gehegtes Vorhaben formuliert und der Hauptsache nach folgendermaßen lautet:

„1. Pflichtteilsberechtigte oder auch nur erbfähige Verwandten habe ich gar keine; meine Testierfähigkeit ist also eine unbeschränkte. Ich setze nun zum Universalerben meiner gesamten Hinterlassenschaft, bestehe solche in was nur immer, inbegriffen namentlich die aus dem Verlagsrechte meiner literarischen Werke herfließenden Einkünfte, den Hochschulfond des Kantons Zürich ein, mit der Verpflichtung, die nachstehend in diesem Testamente festgesetzten oder in einem späteren Testamente oder auch nur in einem von mir geschriebenen, unter meinen Nachlaßpapieren sich vorfindenden Verzeichnis angegebenen Legate auszurichten.

2. Dem Stadtbibliothekfond Zürich sollen als Legate meine ganze Bibliothek, meine Medaille und Ehrengeschenke zukommen.

3. Von dem Reinvermögen, das sich nach Ausrichtung aller anderen Legate ergibt, hat der Testamentserbe die Hälfte dem Eidgenössischen Winkelriedfond abzuliefern. Da ich zu meiner Zeit nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber meine Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich und freut es mich,

ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können." *)

Wenn die Müdigkeit des Alters ein wenig von ihm wich und die alte Kraft ein paar zarte schmeichelnde Lichter hereinzuspielen vermochte, so daß er etwa einige Stündlein aufstehen konnte, dann schien ihm, er genieße eine zweite Jugend, und alles dünkte ihn schön und golden dann schmiedete er neue Pläne und baute an alten weiter. Allein diese Augenblicke täuschend wiederkehrender Rüstigkeit schwanden bald dahin, und weil ihn die Beine nicht mehr trugen, die ihm schon vor der Badenfahrt meist nur mit Hilfe der Hand den Wänden entlang zu trippeln gestattet hatten, so mußte er ständig zu Bette liegen, zumal er sich auch sonst schwach und hinfällig fühlte. Bei der seltenen Widerstandskraft seines Körpers — außer einem Typhus im zwanzigsten Lebensjahre hatte ihn nie eine eigentliche Krankheit befallen — und bei der Gesundheit aller übrigen Organe vermochten ihn der Schwund oder die Verhärtung des Gehirns und zwei leichtere Schlaganfälle

*) Der Winkelriedfond ist eine Stiftung für verwundete oder für die Hinterbliebenen gefallener schweizerischer Wehrmänner.

nicht so schnell dahin zu raffen, als es mehrfach den Anschein gewann, und immer erholte er sich wieder. „Langsam, langsam ohne Klagen" starb er, wie das Mücklein in seiner „kleinen Passion", die gleich dem geahnten Vorbild seiner Endschaft aussieht. Ohne Schmerzen lag er da und dämmerte meistens im Halbschlummer vor sich hin; er fragte kaum mehr nach der Zeit, die Wirklichkeit versank allmählich für ihn vor dem Gewebe der immer wechselnden Bilder, die seine unerloschene Erfindungskraft gebar. Er selber verscholl vor der Welt, wenige Freunde ausgenommen, wie Merlin der Weise; und allerlei Sagen und Gerüchte gingen über ihn um, formlos und unheimlich.

Die ersten Frühlingshauche schwebten durchs Gelände, als ich bei ihm eintrat. „Sie treffen mich zu einer unseligen Zeit", sagte er beim Händedruck. Bereits vom ersten Schlaganfall heimgesucht, glaubte er an der Influenza zu leiden und schalt nun über die Hexe, die rasend durch alle Lande renne und soviel Unheil anstifte. Einen Zug der Müdigkeit abgerechnet, fand ich sein Aussehen wenig verändert. „Hörten Sie nicht die Raben vor meinem Fenster krächzen?" fragte er, denn mit dem Gedanken an

sein Ende beschäftigt, vermeinte er damals öfter die unlieben Tiere zu hören. Sonst war sein Geist vollkommen klar und sein Gehör so scharf, daß der Kommende oder Gehende, der sich auf dem Flur bei der Haushälterin nach dem Kranken erkundigte, wohl daran tat, die Stimme zu dämpfen. Er hatte auch die Eigenheiten einzelner Besucher wohl beobachtet und ahmte sie mit der alten Drastik nach, so daß ich einige Augenblicke beinahe vergaß, daß es ein Erlöschender war, an dessen Lager ich saß. Um so schmerzlicher bewegte mich die Anstrengung, die er machte, eine nunmehr überwundene Halluzination zu erklären und jenen Dämon gleichsam wissenschaftlich zu betrachten, ohne von der Herrschaft des gegenwärtigen einen ganz deutlichen Begriff zu haben.

Indessen schaute er nicht immer in das ziehende Gewölk seiner Traumschöpfungen; er las zuweilen, wenn er aus seinem schmerzlosen Halbschlummer auftauchte, namentlich in der „Neuen Zürcher Zeitung", in die er selber alle paar Jahre einmal etwas geschrieben; zuweilen griff er auch nach einem der Bücher, die auf seinem Nachttisch lagen, oder tat einen Blick in die von der Post überbrachten Zeitschriften.

Als ich mich nach dem Ergehen seiner Katze erkundigte und ob er sie zum Zeitvertreib nicht zuweilen ins Zimmer zu sich nehme, schüttelte er unmerklich das Haupt und erklärte: „Nein, das will ich nicht. Als meine Schwester schon krank und schwach und zur Aushilfe eine Freundin bei ihr war, rettete diese das Kätzchen von der Straße herauf und verband ihm das Beinchen, das ihm ein Milchkarren überfahren. Nachher, da meine Schwester dem Ende entgegenging und ich meistens bei ihr saß, wich das Geschöpf kaum mehr von ihrem Bette und verharrte auch nach ihrem Tode zur Stelle, denn es merkte wohl, was geschah. Inzwischen herangewachsen, blieb der Kater infolge von Streifzügen und Liebesabenteuern oft lange weg; aber jetzt ist er wieder da und will nicht wieder vom Ort: er merkt, daß hier wieder gestorben werden soll. Darum will ich den verfluchten Totenvogel nicht in der Nähe haben."

Nach einigen Minuten stillen Dahindämmerns hob er wieder an: „Oft wenn ich in der Nacht so daliege, komme ich mir vor, wie ein bereits Begrabener, über dem ein hohes Gebäude emporragt, und dann tönt es immer: ich schulde, ich dulde! Ich sagte das auch Conrad Ferdinand

Meyer, als er bei mir war, worauf er meinte, ich hätte doch sicherlich nichts verschuldet. Aber es gibt im Leben eines jeden Menschen Dinge, die er sich zurecht zu legen hat." Dann brachte er die Rede auf seinen Nachlaß und daß er das Exemplar der schönen Ausgabe vom Manesseschen Liederkodex, das ihm das Großherzoglich Badische Ministerium zu seiner großen Freude geschenkt, der in der Predigerkirche installierten Zürcherischen Kantonsbibliothek vermacht habe, weil dort die Mutter einen Familienkirchenstuhl besessen.

Auch eine Reihe literarischer Bemerkungen flocht er ein, alles klar und originell, wie in seinen gesunden Tagen, und ließ sich über einige Krankheitserscheinungen ziemlich breit, aber humoristisch aus, wie denn kein Ton der Unzufriedenheit oder Klage laut wurde. Nur das bedauerte er, daß es ihm verunmöglicht sei, allen denen Dank abzustatten, die ihm zur Feier des Geburtstages Liebes und Gutes erwiesen.

Als der Lenz im Lande Herr- und Meister geworden war und ich im „Thaleck" bekümmert wieder nach der verglimmenden Flamme sah, lag der Dichter in seinem, früher freilich selten benutzten Empfangszimmer, wohin man sein

Bett gebracht, um einen größeren und helleren Raum, als ihn das Schlafzimmer geboten, zur Verfügung zu haben, und wo zwei Ölporträts, von guten Meistern in den Jahren seiner Kraft gemalt, von der Wand herniederschauten und fast verwundert auf ihr Urbild zu blicken schienen. Die Knochen traten ein wenig mehr aus dem Gesicht hervor; das bisher fast noch ganz schwarze Haar war angegraut, die Schwäche hatte zugenommen, der Appetit war sehr zurückgegangen, und vor allem klang die Stimme matt und verhallte oft genug in einem heisern Flüstern.

Wie er so dalag, gemahnte er mich an den „Has von Uberlingen", den er, sich und Stimmungen jener Zeiten zeichnend, vor etwa einem Dutzend von Jahren gedichtet, als er zuerst „des Alters Not mit dem Lenz in seine Glieder dringen fühlte". Die fortschreitende Zerstörung der Lebenskraft wahrnehmend, mußte ich mich bange fragen: wird „der letzte Tag Aprillen" sein tapferes Herz brechen oder nicht? Er brach es ihm nicht, der so tapfer war wie der graue Überlinger Has. Er verbreitete sich über verschiedene Fährlichkeiten und Abenteuer seines bresthaften Zustandes völlig in einem

Tone, als ob er zu dichterischer Hantierung eine komische Situation aufgetrieben hätte, die keinen weniger anginge, als ihn selbst. Dieser Humor blühte ganz aus der Gewißheit eines nahen Endes, denn während er zur Zeit meines früheren Besuches noch Hoffnung gehegt und in diesem Sinn der Haushälterin mitgeteilt hatte, so fünf Jährlein möchte er noch auf Erden verbringen, gab er sich jetzt keinem Wahne mehr hin, und als ich ihm zusprechen und Vertrauen einreden wollte, sah er schweigend über die Bettdecke hinweg und zog die feinen Augenbrauen ein wenig in die Höhe, als wollte er sagen: „Rede Du nur, ich weiß schon, was die Uhr geschlagen hat.“ Nur klammerte er sich an die nie erfüllte Zuversicht, sich im Lehnstuhl auf den kleinen Balkon setzen und bei wärmer gewordenen Tagen die Luft im Freien einatmen zu dürfen. Er faltete mit den runden weißen Händen eine vor ihm liegende schwarzgeränderte Todesanzeige langsam auseinander: „Sehen Sie, der * ist gestorben und der ** auch; einer der graubärtigen Schälke nach dem andern fällt hinunter, die Reihe kommt auch bald an mich.“ Sonst berührte das Gespräch, von keiner schiefen Vorstellung seines Hirnes

mehr beeinflußt, wohl aber von langen Pausen des Halbschlummers unterbrochen, einige literarische Dinge.

Die Eindrücke meines nächsten Besuches, im Mai, prägten sich mir besonders tief ein und erschütterten mich. Denn ich glaubte ihn nie wieder zu sehen.

Zu Häupten des kranken Dichters hing ein Bild, das ihm Freund Koller vor Jahren geschenkt: Hinter hohen Weiden verglüht der Tag, und übers Feld geht die ernste Mahnung: Es will Abend werden!

Unter dem Gemälde, auf dem Lager des Dichters, neigte sich ein langer Lebenstag und ging zur Rüste. Das Antlitz bleich und eingefallen und mit einem Zug unendlicher Müdigkeit tief in die Kissen gedrückt, so lag Gottfried Keller da und harrte der letzten Dinge.

Der Straßenlärm verklang, und es war wieder still im Gemach. Nur zwei Uhren tickten und hasteten, als müßten sie einem bangen Verhängnis entrinnen und fragen: Wie lange noch, wie lange?

Draußen jubilierte und schimmerte der Himmelfahrtstag. Aber die Augen des Kranken, seine „lieben Fensterlein", die so lang und selig den

Glanz der Welt eingesogen, ertrugen das Licht nicht mehr, und so waren die Fensterladen geschlossen. Dämmerung und Schatten webten und schwebten im Zimmer — Zypressenschatten. Es war einsam und weltfern wie in einer Grabkammer; über eine Urne beugte sich der trauernde Genius und stürzte die Fackel, die nur noch mit schwachen Funken glomm.

Nein — ein Sonnenstrahl, der durch eine Ritze des Ladens drang, streifte die Stirn des Dichters. Jetzt regte er sich in seinem Halbschlummer und suchte Antwort zu geben auf eine Frage. Allein die Stimme versagte den Dienst; es ließen sich wohl einzelne Worte, selten mehr ein Ganzes verstehen. Dann sank er wieder tiefer zurück, seine Augen schlossen sich, und seine Phantasie begann emsig zu spinnen an der goldenen Kunkel, auf der schon die Schatten der ewigen Nacht lagen. Die Erinnerung trat herzu, und die beiden woben und flochten vereint ein wunderliches und wundersames Gewebe, woran für den Lauscher und Beschauer das wenigste erkennbar war. Der Träumende begehrte die Bilder zu sehen, die ihm deutsche Verehrer zum siebzigsten Geburtstag geschenkt; er sprach von seinen einstigen

Wohnungen in Berlin, und die sanften Schönheiten des Tegelsees stiegen vor ihm empor. Dann pilgerte sein Geist nach den warmen Quellen Badens, die ihm keine Heilung gebracht. Er erinnerte sich an eine Schar schweizerischer Offiziere, die während seines Badeaufenthaltes dahergeritten kamen und deren Anblick sein waffenfreudiges Herz gelabt hatte. Dabei gedachte er eines Pferdes, das, irgendwie entronnen, vergnüglich zu einem Brunnen trabte und sich gierig an seinem Wasser letzte, was dem Dichter so wohl gefiel, daß er sich vornahm, täglich an jenem Brunnen zu trinken. Dann suchte ihn ein Gedanke heim, der auch dem sterbenden Mirabeau einfiel: ach, sagte er, wenn ich doch meinen Kopf einem andern hinterlassen könnte! Es mochte ihn auch schmerzen, von unvollendeten Arbeiten abgerufen zu werden. Denn er, der so viele goldene Saaten eingeheimst, hatte in den letzten Jahren schon wieder die Sichel gefaßt, um neue Garben zu schneiden: er beabsichtigte einen zweiten Band zu „Martin Salander" zu schreiben und hatte drei ursprünglich für dramatische Bearbeitung ausersehene Stoffe sich als Erzähler zurechtzurücken begonnen.

Jetzt schweigt er, vom Halbschlummer abermals ins Netz gezogen. Ich durchblättere im Geist seine unvergänglichen Werke, und mein Auge bleibt auf dem „Poetentod" haften.

. . . . Der Dichter liegt im Sterben.

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So glühte eben noch im Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
Von eines späten Adlers Schwingen webt,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, still und kalt.

Nun erwacht er wieder mit einem schweren Atemzug, und seine Phantasie knüpft neue Fäden. Sie läßt immer noch in vollem Glanz den Edelstein erkennen, der in der Krone seiner hohen Gaben leuchtete: die Wahrhaftigkeit und

die Aufrichtigkeit. Jetzt, wo ihn die Kraft verlassen und ihm der Tod stetig näher rückt, ist er der Gleiche geblieben wie in den Tagen seiner blühenden Gesundheit: ein ganzer, lauterer, tüchtiger Mann.

Ein hereinbrechender Strahl der scheidenden Sonne streift seine Brauen und fällt auf die weiß und rote Schleife eines Kranzes an der Wand: die Farbe unseres Vaterlandes erglüht.

Mit ihr wird immerdar im vollsten Strahl der Name des Dichters leuchten, rein, hoch und klar. —

Wenige Tage später traf ihn ein neuer Hirnschlag und drohte, vereint mit einer Venenverstopfung des linken Oberschenkels, die letzten Kräfte unverweilt zu brechen. Allein er hielt noch Stand, meistens leicht schlummernd und oft schwer und mühsam Atem holend, wie wenn er nach Befreiung seufzte. Er sprach wenig und kaum vernehmlich und sank fast mitten aus jedem Satze in die grauen Gründe eines wohltätigen Schlummers hinab. Als ich wegging und ihm die Hand gedrückt hatte, richtete er, nach dem Lebewohl, das wachsbleiche Haupt mit aller Anstrengung nochmals empor und rief mir, der ich schon unter der Türe stand, mit

lauter Stimme nach: „Leben Sie recht wohl!“ Ich werde den erschütternden Ton des letzten Abschieds, der aus diesen Worten klang, nie, nie vergessen.

Ich sah ihn noch einmal, etwa zehn Tage vor seinem Verlöschen. Des Todes Hand lag auf ihm, über das blasse Gesicht mit den meist geschlossenen Augen war ein unendlicher Friede gebreitet. Er sprach noch von diesem und jenem und flocht auch wohl noch eine kleine Schalkheit ein; aber meistens war er eine Beute der schlummersüchtigen Müdigkeit. „Ach, entschuldigen Sie,“ sagte er einmal, als er die erstaunten Augen wieder aufschlug und Wirklichkeit und Traum voneinander schied. Übrigens ließ sich seine Stimme kaum mehr verstehen. Nur die Haushälterin erriet fast immer, was er meinte. So schön und mild sah er nie aus, als damals, wenn er von neuem durch den Schlummer überwältigt wurde und wie sein eigenes verklärtes Marmorbildnis blickte.

In den letzten Tagen sprach er vom Fortgehen und von der großen Reise, die er anzutreten habe. Am 15. Juli lag er röchelnd auf dem Lager, der Atem ging schwer und schwerer, Bangigkeiten und Schauer des Todes kamen

und gingen. Dann wurde er ruhig und endlich ganz still. Drei Freunde, unter ihnen Böcklin, wachten vom frühen Morgen an bei ihm; er fragte ihn, ob er noch etwas sagen wolle. Allein der Sterbende konnte sich nicht mehr verständlich machen und bewegte nur die Hand, als ob er zu schreiben wünsche. Die Wächter zogen sich nachmittags ein wenig ins Nebenzimmer zurück. Als der eine zwischen drei und vier Uhr sich wieder über das Lager des Dulders beugte, fand er einen für immerdar Entschlummerten.

Erschüttert gingen die Freunde auseinander. Dann kehrte Böcklin zurück und legte drei weiße Rosen auf die Brust, die nun kein Leid und kein Glück mehr bewegte.

Es war ein grauer und schwermütiger Tag, als man den Meister Gottfried zur Ruhestätte trug. Lange vor der zur Versammlung der Leidtragenden anberaumten Stunde schritt ich vom See her dem Trauerhause zu, den Weg aufwärts, den ich schon so oft gegangen und, wenn ich wenigstens allein war, fast niemals ohne an einer gewissen Stelle eines kleinen Vorfalles zu gedenken, hinter dem ein sprechender Zug Kellers in aller Klarheit hervorleuchtete. Auf einem unserer Gänge zum Wirtshaus von einem Bekannten angesprochen, trat er nach beendigter Unterhaltung an meine linke Seite, worauf ich rasch hinter ihm herum defilierte, um ihn an meine rechte zu bringen. Da blieb er stehen, stieß den Stock auf das Pflaster und sagte, indem er mich groß ansah: „Was machen Sie da für Schneckentänze?“ Denn ein so tiefes Gefühl er für alle wohlanständigen Dinge besaß und so stark er durch die feinsten Glacé-

handschuhe und die salonfähigsten Manieren hindurch mit Sperberaugen die kleinste Schiefheit des Empfindens erspähte, so sehr haßte er alles Zeremoniöse von Grund aus. Nun dünkte mich, ihn eben wieder vor mir zu sehen, wie er mir unter die Augen blickte, eine Mischung gelinder Entrüstung und gutmütigen Spottes auf dem Gesicht.

Ein dumpfer Donnerschlag weckte mich, und ein mit irgendeiner umflorten Vereinsfahne vorbeischreitender Dienstmann brachte mir wieder in Erinnerung, daß der Mund nun auf ewig geschlossen war, der den jungen Studenten damals mit seiner wohlgemeinten Höflichkeit so artig heimgeschickt.

Vor der nach Züricher Sitte bis ungefähr auf Manneshöhe überm Boden mit Trauerflor behangenen Front des Sterbehauses stand der Leichenwagen, und schwarz gekleidete Männer hantierten mit den gewaltigen Kränzen; sonst befand sich noch niemand da, als einige neugierige Kinder, und ab und zu erschienen Leute, ihre Karte in die im engen Flur des Erdgeschosses aufgestellte Urne niederzulegen. Nachdenklich und beklommen machte ich mich die Treppe hinauf, um wohl zum letzten Male

meines Lebens die Räume zu betreten, wo ich so oft geweilt und an des Dichters Lippen gehangen. Da stand der kleine weiße Tannensarg — ein Tannensarg ist für die Leichenverbrennung gefordert — auf dem dunklen Flur. Ich warf noch einen Blick ins Sterbezimmer, aus welchem das Bett verschwunden war, und schlich mich wieder auf die Straße, wo sich die Schwarzgekleideten von allen Seiten zu sammeln begannen.

Der Leichenwagen war überdeckt mit herrlichen Kränzen, Sträußen und Palmzweigen; noch weit mehr, als auf ihm Platz gefunden, führten zwei offene Gefährte nach. Die höchste Behörde der Eidgenossenschaft wie die Arbeitervereine waren vertreten, und auch das Ausland blieb nicht zurück. Unter den Klängen des Chopinschen Trauermarsches setzte sich der Zug in Bewegung, zu beiden Seiten des Leichenwagens eine Ehrenwache, innen die Vertreter der Gesangvereine von Zürich, außen mit umflorten Schärpen die Abgeordneten der akademischen Verbindungen der Limmatstadt. Den mit Blumen beladenen Kutschen folgten neunzehn Banner zürcherischer Vereine, hinter ihnen die Fahnenwachen. Dann kam das „Leid", das

kleine Häuflein der Anverwandten, hierauf das Trauergeleit der Freunde, worunter Böcklin. Es folgten, voran die Abordnung des schweizerischen Bundesrates und der in seiner Gesamtheit erschienene Zürcherische Regierungsrat, die Vertreter vieler Behörden und Gesellschaften, darunter der ganze Lehrkörper der Universität und des eidgenössischen Polytechnikums. Auf der Straße, welche vom Zeltweg zur hohen Promenade hinanführt, hatten sich die studentischen Vereinigungen von Zürich, Bern, Genf, Lausanne und Basel mit ihren Bannern und blitzenden Schlägern aufgestellt, um sich anzuschließen, und ihnen rückte nun der Gewalthaufe Leidtragender von nah und fern nach, unter ihnen, wie bei den Voranpilgernden, sehr viele weiße Häupter, so daß die dunkle Masse einem Ackerfelde glich, darauf der erste Anflug Schnee haften geblieben ist. Tiefe Stille lagerte über der gewaltigen Menge, die links und rechts vom Wege dicht gedrängt und entblößten Hauptes dem großen Toten die letzte Ehre erwies.

In der Fraumünsterkirche wurde der Trauerzug, der größte, den Zürich jemals sah, von Beethovens Eroica empfangen; dann folgte

auf das liturgische Gebet der Männerchor mit Silchers „Stumm schläft der Sänger". Manches Auge wurde feucht, als nach der Weiherede, die diesem Gesange sich anschloß, Kellers durch Hunderte von Sängern vorgetragenes herrliches Vaterlandslied erscholl. Als dann der Trauermarsch aus Händels „Saul" verklungen und damit die kirchliche Feier beendet war, bewegte sich der Zug nach dem Zentralfriedhofe am Fuße des Ütliberges. Unter den Klängen des Mendelssohnschen „Es ist bestimmt in Gottes Rat" fuhr der Leichenwagen, an Kinkels Büste vorbei, bis zum Verbrennungsgebäude, und die Leiche wurde, nach kurzer Ansprache des Stadtpräsidenten an die Versammlung, ins Krematorium getragen.

Eine Klingel ertönte in der dämmerigen Halle des kleinen Tempels, und der von Blumen überdeckte Sarg glitt, von unsichtbarer Kraft geschoben, leise vor eine eiserne Türe. Eine sonnenähnliche Glut umlohte ihn, als die dunkle Pforte sich öffnete, und dann ward zu Asche, was an Gottfried Keller Sterbliches gewesen.

Abends ließ die Studentenschaft seinen Manen noch die Fackeln lodern.

Die erhebende, von der Stadt Zürich übernommene Bestattungsfeier, an der sich die ganze Schweiz beteiligte, war doppelt zu begrüßen in einer Zeit, deren Ideale nicht künstlerische sind, und unter einem Volke, dem andere Stämme Nüchternheit nachreden. Sie entsproß der Dankbarkeit für den Sänger, der die unvergleichlichsten Kränze auf sein Heimatland gehäuft hat, der so sehr Schweizer war, daß jeder glaubte, der hinter seinem Sarge ging, neben dem Propheten des Edelsten und Besten, das in seiner Brust schlummere, den dem Vaterland ergebensten Mitbürger verloren zu haben.

Aber das darf man ja wohl auch sagen, und mancher sagte sich's: so ganz nach dem Sinn und Herzen des Geschiedenen war die Festlichkeit nicht; denn er wäre am liebsten still zur ewigen Herbergsruhe eingegangen, und ungeteilt hätte ihn wohl nichts gefreut, als der Fackelzug der Studenten und vor allem der fröhliche darauf folgende Kommers derselben. Er dachte auch zu Lebzeiten an sie als die Begleiter und Leidtragenden nach seinem Begehren. „Man sollte", sagte er, „meine Asche in ein Kesselchen tun und es den Studenten

übergeben, damit sie dieselbe in die Limmat streuen könnten." „Aber freilich," fügte er hinzu, „man müßte ihnen dann auch ein rechtes Faß Wein zum Lohn spendieren." Dabei glitt ein feines Lächeln über sein ernstes Gesicht, wie es allemal geschah, wenn ihm der Schalk in den Nacken stieg.

Zum siebzigsten Geburtstag

Die nachfolgende kurze Ansprache und das Gedicht veröffentlichte ich zu Gottfried Kellers siebzigstem Geburtstag in der „Neuen Zürcher Zeitung". Wie er mir auf dem Krankenlager mit herzlichen Worten mitteilte, bereiteten ihm die beiden Festgrüße eine aufrichtige Freude. Darum mögen sie hier einen bescheidenen Platz finden.

Stille Stunde.

Ich saß bei dir am schwülen Sommertag
In dem Gemach, wo scharfes Sonnenlicht
Die grünen Läden sorglich von uns schieden.
Durch eine Ritze aber schlich ein Strahl
Und setzte funkelnd sich auf deine Lippen,
Die, glüh'nden Feuernelken gleich, erglänzten,
Indes dein Haupt und deines Leibs Gestalt
Verdämmerte wie unter Waldesschatten.
Du sprachst von ferner Zeit, von Jugendzeit,
Und hieltst dann sinnend an, und deine Seele
Trat rückwärtsblickend aus dem Feld der Stunde.
Verschollen drang der Gassenlärm herauf,
Ein Ruf aus fremder, unbegehrter Welt.
Mit eins erschloß die Dämmerung die Truhen,
Und hinter dir quoll draus ein leuchtend Heer,
Die große Gilde der Unsterblichen,
Die deinem schöpferischen Haupt entsproß.
Im Harnisch, im Talare und im Staatswams,
Im Kittel zogen und im Malerflaus
Die ehrenfesten Männer mit den Narren,
Und alle Süßigkeit an Leib und Herzen

Erwies die Schar der wunderſamen Frauen,
Die ſtrahlend ſich den Männern beigeſellten.
Daneben liefen hellgeäugte Kinder,
Mit klarer Stimme ſingend, Alpenroſen
Im Haar — die Geiſter waren's deiner Lieder.
So wanderte der Siegeszug der Schönheit,
Geführt vom ernſten Schalk, von dem Humor.
Zuhinterſt ging, ergraut, der feine Landvogt
Von Greifenſee, den ſieben Holden winkend,
Und ſchaute lächelnd achſelwärts auf dich;
Dann ſchob er ſacht das Waldhorn an die Lippen
Und blies ein leiſes, ſehnſuchtsvolles Lied,
Und daraus riefen mit Dämonenzungen
Verſöhnte Leidenſchaft, verwundner Schmerz.
Noch einer tauchte aus der Dämmerung,
Im grünen Rock, dein treulich Ebenbild,
Doch ſchwarz an Haar und kurz geſchornem Bart.
Von hinten bog er ſeinen Leib auf dich
Und ſah dich, ungeſehen, lange an;
Das Dunkel ſeiner Augen hellte ſich,
Der Glanz des Glückes trat auf ſeine Stirn:
Denn gleichen Herzens fand er dich wie einſt
Und frohen Geiſts wie einſt im Jugendland.
Und was ihm Traum nur war, ſah er geworden:
Den grünen Kranz der höchſten Meiſterſchaft
Und goldnen Stuhl im Saal der Ewigkeit.

Wiewohl das Firmament und die obwaltenden Weltbegebenheiten diesen Sommer dunkles Sturmgewölk emportürmten, so daß zuweilen unser Land und unsere Seelen verschattet waren, so wichen wir doch nicht von dem löblichen Herkommen ab, die Besten unseres Volkes mit Festen zu feiern. Nachdem wir Waldmanns waffenfrohe und mit dem korallenroten Halsreif gezeichnete Gestalt und die energische und arbeitsfreudige Seele Alfred Eschers heraufbeschworen, so ziehen wir nun vor Dein Haus, verehrter Herr und Meister — aber wir finden es verschlossen und leer.

Keiner wußte wie Du den Geist und Glanz unserer großen Feste in Lied und Wort zu verewigen und keiner wohnte ihnen mit stärkerer Freude bei; allein nun bist Du, da wir Dich selbst mit Lied, Fahnenwehen und Becherlupf heimzusuchen gedachten, vorsorglich entwichen. Du hast uns dadurch, daß Du hinter die Front Deines Ehrentages tratest, einen Wink und ein Beispiel Deiner republikanischen Einfachheit gegeben, wie Du denn immer im schlichten Kleide der Bescheidenheit schrittest, nicht nach dem rauschenden Beifall der Welt, sondern nach dem keuschen Lächeln der stillen Muse trachtend.

Vielleicht wanderst Du zu dieser Stunde einsam und beschaulich an einem grünen See unserer Heimat, deren Land und Leute Du in den leuchtenden Äther der Dichtung hinaufgerückt hast. Doch es soll hier nicht weiter die Rede sein von Deinen Werken, die uns allen ein ebenso vertrautes wie kostbares Gut sind, nicht von dem reinen Golde, das allenthalben in ihrer Schönheit beschlossen ruht, es soll nicht die Rede sein von dem ewig wahren Aufbau und Sturz des Menschenglückes, wie Du es zu zeigen weißt, nicht von dem beseligenden Schimmer Deiner heitern und doch so mannhaften und streitbaren Seele — denn wenn uns das Wort auch lange vergönnt wäre und wir alles, wenn nicht leidlich hell, so doch warm empfunden zu sagen vermeinten, so wäre es vor Deinen Schöpfungen doch nur wie das Zirpen einer Zikade neben dem herzbewegenden Liede der Nachtigall.

Obgleich wir es nur mäßig laut zu treiben gedenken, so wird doch ein leises Rauschen und Wehen an Dein Ohr gelangen: das sind wir alle, die Dich verehren, von fern und nah; wir kommen, ein ganzes Heer, über Berg und Tal, eine Völkerwanderung im Geiste. Voraus

weht es wie ein sachter Hauch und ahnungsvolles Geflüster: das ist die Vorhut, geschart aus den längst dahingegangenen Ahnen, die Dir ihren Dank entbieten für die Verherrlichung, die sie und ihre Taten in Deinen Werken gefunden. Dann rauscht und klingt es immer mächtiger und schreitet von allen Seiten eilend und unaufhaltsam: das sind wir Lebende, die das Begehren trägt, Dir zu Dank und Gruß zu nahen. Hierauf singt und klingt eine Nachhut von feinen unzähligen Stimmen — das sind die Stimmen der künftigen Geschlechter, denen Du, wie uns, für Herz und Geist Labsal und Erhebung bieten wirst.

Jetzt heben wir alle die Becher empor und bringen Dir eins mit herzlichem Zuruf. Doch horch! wie geheimnisvolles Glockenläuten klingen noch herrliche, unsichtbare Pokale mit: das sind, mit den Musen vereint, die Genien unseres Vaterlandes, die sich zu Deinem Feste eingestellt. Sie lächeln fein und hoffensfreudig: sie wünschen Dir, was wir alle inbrünstig für Dich erflehen: noch lange, frohe, mit glanzvollen Schöpfungen gekrönte Jahre und huldvolles Abendgestirn!

Inhalt.

	Seite
Erinnerungen an Gottfried Keller I—XII . .	9
Das letzte Jahr	139
Zum siebzigsten Geburtstag	171

165777

LC.
K297
.Yf

tfried Keller.

NAME OF BORROWER.

BINDING SECT. MAY 1 - 1988